

**Zeitschrift:** Baselbieter Heimatblätter  
**Herausgeber:** Gesellschaft für Regionale Kulturgeschichte Baselland  
**Band:** 70 (2005)  
**Heft:** 3

**Artikel:** Rilke und Basel : der Dichter auf dem Schönenberg - Freunde - Auswirkungen  
**Autor:** Kopp, Peter E.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-860426>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 09.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Rilke und Basel

### Der Dichter auf dem Schönenberg – Freunde – Auswirkungen

Rilkes Verhältnis zu Basel und sein Aufenthalt in dessen Umgebung ist noch nie eingehend untersucht worden, ja kaum ins allgemeine Bewusstsein eingedrungen; sein Andenken wird in Basler Presseerzeugnissen auch nicht besonders freundlich gepflegt.<sup>1</sup> Mit der vorliegenden Arbeit sei versucht, diese Lücke zu schliessen.<sup>2</sup>

#### I. Der Ablauf

Rainer Maria Rilke<sup>3</sup> hatte durch die «Neuen Gedichte» und den Roman «Die Aufzeichnungen des Malte Laurits Brigge» allgemeine Anerkennung erfahren. Dass «Die Weise von Lieb und Tod des Cornets Christoph Rilke» sein berühmtestes und weitaus bestverkaufstes Werk wurde, sah er mit gemischten Gefühlen, betrachtete er es doch eher als Gelegenheitsarbeit. Als Guest der Fürstin Marie von Thurn und Taxis auf Schloss Duino bei Triest hatte er die Eingebung erhalten zu den «Duineser Elegien», worin er seine gültigsten Aussagen niederlegen wollte. In Spanien und Paris hatte er weiter daran gearbeitet, als ihn der Ausbruch des 1. Weltkriegs auf einer Vortragsreise in Deutschland überraschte und dort festhielt. Da der Wohnungszins

in Paris nicht mehr einging, wurde seine Habe versteigert, Pariser Freunde konnten lediglich ein paar Kisten mit Manuskripten sichern, die freilich erst kurz vor seinem Tod wieder zu ihm gelangten. Während der Revolutionswirren geriet er in München in erhebliche Gefahr und reiste deshalb am 11. Juni 1919 nach Zürich, um eine Lesung vor dem Lesezirkel Hottingen zu besprechen; insgeheim hoffte er, einen Ort zu finden, wo er wieder dichten, namentlich die «Elegien» vollenden könnte, hatte jedoch nur eine Aufenthaltsbewilligung für zehn Tage. Der Präsident des Lesezirkels erlangte eine Verlängerung um einige Wochen, die in der Folge mehrmals wieder erneuert wurde, jeweils nur für kurze Zeit und auf Zusehen hin.

<sup>1</sup> Werner Hellwig äusserte sich schon 1975 und 1976 in den *Basler Nachrichten* zuweilen abfällig über Rilke; am 29.12.1977 nahm er ausgerechnet das Erscheinen der Briefe an Nanny Wunderly-Volkart zum Anlass, um den Dichter mit Unterstellungen übler Art zu seinen Damen-Bekanntschaften einzudecken. Dies hat offenbar nachgewirkt, nimmt doch Dominik Heitz noch 1995 darauf Bezug mit «Autoren in: Riehen: Der Dichter Rainer Maria Rilke» in: *z' Rieche* 1995. Ein Heimatliches Jahrbuch S. 123-133. – Als Einführung kann immer noch empfohlen werden: Salis, Jean Rudolf von: Rilkes Schweizer Jahre. ein Beitrag zur Biographie von Rilkes Spätzeit. suhrkamp taschenbuch 289; als ausführliche Biographie: Freedman, Ralph. Rainer Maria Rilke. 2. Bde. Leipzig 2002.

<sup>2</sup> Für freundliche Auskünfte, Hinweise und Anregungen habe ich zu danken: Dr. Räthus Luck, Bern; Dr. Franziska Kolp, Schweizerisches Literatur-Archiv Bern (SLA); †Dr. Hans Lanz, Basel; Dr. Ulrich Barth, Basel; Dr. Ingrid Metzger-Buddenberg, Basel; Prof. Dr. Georg Germann, Bern; Dr. Christoph Vögele, Solothurn; den Mitarbeitern des SLA, der Universitätsbibliothek Basel, des Staatsarchivs Basel; Dr. Renate Scharffenberg, Marburg a.d.L.

<sup>3</sup> Geboren 1875 in Prag als Sohn eines Eisenbahnbeamten.

In Soglio im Bergell lernte er Werke von *Carl Spitteler* kennen und schätzen, ehe er vor dem Winter bei Schneegestöber in der Postkutsche über den Maloja flüchtete. Er reiste gleich an den Genfersee weiter und bereitete sich auf die Lesungen vor. Er selber hatte die Möglichkeit weiterer Leseauftritte zur Aufbesserung des Honorars bei den Verhandlungen mit dem Hottinger Lesezirkel aufgeworfen, daraufhin hatte dieser sich bei literarischen Organisationen anderer Deutschschweizer Städte erfolgreich dafür eingesetzt. Nach Zürich, wo der kleine Tonhallesaal mit über 700 Plätzen gedrängt voll war und noch ein zweiter Abend anberaumt werden musste, nach St. Gallen und Luzern war Basel die vierte derartige Veranstaltung.<sup>4</sup> Er kannte Basel nicht, scheint 1914 einmal hier durchgereist zu sein,<sup>5</sup> das war wohl in den »schönen Zeiten, wo ich, hier durchreisend, die Vorhänge des Coupés zuzog, worauf die übrigen Reisenden in den Gängen meinen Anteil Aussicht gierig mitverzehrten, ich bin sicher, es ist nichts übriggeblieben.»<sup>6</sup>

## Basel

Das Rheinknie ermöglichte hier eine leichte beidseitige Überquerung des Stromes mittels einer Fähre, dementsprechend war die Gegend schon in vorgeschichtlicher Zeit besiedelt; die Kelten befestigten dann den Hügel, auf dem spä-

ter die Bischöfe – Basel ist die dritte Bischofsstadt am Rhein – das Münster errichteten. Nach Strassburger Vorbild wussten die Basler Zünfte ihren Stadt-herrn bald zu entmachten, schon vor der Reformation vertrieben sie ihn aus der Stadt. Basel betrachtet sich gerne als die kulturelle Hauptstadt der Schweiz, doch folgten hier auf die Jahrzehnte der Blüte – etwa zur Zeit der Ritter oder des Humanismus – immer wieder lange Jahrhunderte der Dürre, während beispielsweise Zürich eine grössere Kontinuität aufweisen kann. Bei seinem Eintritt in den Schweizerbund 1501 versprach Basel, stillzusitzen und als neutraler Stand allfällige Händel schlichten zu helfen. Entsprechend griff Basel nur zweimal in die Schweizergeschichte ein: 1648, als der Basler Bürgermeister Wettstein beim Westfälischen Frieden die juristische Loslösung der Eidgenossenschaft aus dem Römischen Reich deutscher Nation erlangte,<sup>7</sup> und 1798, als der Basler Oberstzunftmeister Peter Ochs von Paris aus versuchte, die Schweiz unblutig von oben herab zu revolutionieren, was ihm nur in Basel gelang,<sup>8</sup> die Schweiz ging blutig an der französischen Invasion unter.

## Was konnte Rilke hier erwarten?

Den alten Adel hatte man noch im Mittelalter vertrieben; da sich die Stadt weitgehend von fremden Militärdiensten fernhielt, gab es auch keine neuen Adeligen.

<sup>4</sup> Die Zeugnisse davon sind zusammengestellt und kommentiert in: Rainer Maria Rilke: Schweizer Vor-tragsreise 1919. Hg. Rätsu Luck. Frankfurt a.M. 1986. >(SV)

<sup>5</sup> Wohl am 20. März, s. Schnack, Ingeborg: Rainer Maria Rilke. Chronik seines Lebens und seines Werkes. Frankfurt/Main 1996, I,484. >(RCh)

<sup>6</sup> Rainer Maria Rilke und die Schweiz, hg. von Jacob Steiner. Zürich 1993. S. 95, 12.9.19.> (RSch)

<sup>7</sup> Kopp, Peter F.: Erinnerung an den Westfälischen Frieden. 350 Jahre unabhängige Schweiz 1648 bis 1998. Schaffhausen 1998.

<sup>8</sup> Kopp, Peter F.: Peter Ochs. Sein Leben nach Selbstzeugnissen erzählt und mit authentischen Bildern il-lustriert. Basel 1992, S. 124 ff. >(Ochs)

Tonangebend war eine Oberschicht, genannt der «Teig», ein Kenner spricht von einer «durch Regieren, Befehlen, Verwalten und durch eine gewisse, niemandem unterstellte Selbstherrlichkeit geformten Menschengruppe, die sich in einer un nachahmlichen, ganz besonderen Spielart der niederalemannischen Mundart ver standigte, Jahrhunderte gemeinsam verbracht hatte, hundertfältig verschwägert und verwandt war, sich für vornehm hielt und dieses Bewusstsein der Vornehmheit dadurch komplizierte, dass sie in dieser Qualität noch eine interne Hierarchie anerkannte. Diese Hierarchie war zweifellos stark durch wechselnde materielle Überlegenheiten bestimmt, sie schuf aber einen Stolz ganz besonderer Art, weil er, lokal gesehen, zwar Kurs besass, ausserhalb des engen Stadtbereiches aber, in Gegenwart ausländischer Grössen, stets die Tendenz zeigte, zu versagen und einer merkwürdigen Verlegenheit Platz zu machen.»<sup>9</sup>

Die Mundart nennt Carl J. Burckhardt ein «nachlässig krächzendes Alemannisch»,<sup>10</sup> sie dürfte Rilke etwa als das Sächsische im Schweizerdeutschen vorgekommen sein. Sie ist unabdingbar, um von den Baslern als einheimisch angenommen zu werden. Es gilt: Entweder man ist ein Eingeborner oder eine Ausgeburt des Auslandes. Der hiesige Lokal-Chauvinismus ist penetrant: Viele Basler träumen von einem Globus, wo nur Basel drauf ist, so verstehen sie die Weltoffenheit, mit der

sie sich gegenüber den Miteidgenossen gerne brüsten.

Geld? Gibt es hier in Mengen, doch spricht man nicht davon. Die Teig-Basler kennen das Laster des Geizes überhaupt nicht. Dafür vollziehen sie das Sparen wie eine religiöse Übung. Wer seine Zinseszinsen antastet, wird als Verschwender hingestellt. Kunstvoll eingelegte Haustüren werden dick überstrichen, man trägt den Pelz nach innen als Unterfutter, gilt es doch als obszön, zu zeigen was man hat.

Hätte mich Rilke gefragt, hätte ich ihm abraten müssen: «Verlieren Sie keine Zeit in Basel, da ist nichts zu holen.» Doch wurde mir die Gnade einer so frühen Geburt nicht zuteil – dennoch fuhr Rilke nicht ungewarnt nach Basel. Nanny Wunderly-Volkart,<sup>11</sup> der Engel seiner Schweizer Jahre – von ihm ‹Nike› genannt –, den er wunderbarerweise gleich bei seinem ersten Schweizer Aufreten kennen gelernt hatte, versuchte, die Erwartungen zu dämpfen, die er gerade in diese Stadt setzte. Wir kennen ihre Worte nicht, doch Rilke nahm später darauf Bezug.

## Erste Eindrücke

Nun schreibt man den 14. November 1919, Rilke trifft am Vormittag im Basler Centralbahnhof ein. Erster Eindruck:

<sup>9</sup> Burckhardt, Carl J.: Memorabilien. Erinnerungen und Begegnungen. München 1977. S. 14. >(Memorabilien)

<sup>10</sup> Memorabilien S. 42.

<sup>11</sup> (1878–1962) aus Winterthurer Industriellen-Familie, wohnhaft in Meilen ZH, sie ebnete Rilke unermüdlich Wege, versorgte ihn mit allem Nötigen, war seine Beraterin, Freundin und Vertraute, doch nie seine Geliebte. Vgl. Luck, Rätsus: Rainer Maria Rilke / Briefe an Nanny Wunderly-Volkart: Im Auftrag der Schweizerischen Landesbibliothek und unter Mitarbeit von Niklaus Bigler besorgt durch Rätsus Luck. Frankfurt a.M. 1977. >(NWV)

<sup>12</sup> SV S. 282f.

«...die Stadt, im Schnee, wunderbar».<sup>12</sup> Er bezieht das altehrwürdige Hotel «Drei Könige» unten am Rhein, wo ausser andern berühmten Gästen auch Napoleon Bonaparte mit den Basler Häuptern gespeist und Peter Ochs nach Paris gelockt hatte, um mit seiner Hilfe den Untergang der Alten Eidgenossenschaft anzuzetteln.<sup>13</sup>

Rilke erzählt: «Auf dem Kai nachmittags, am Ufer des sonnigen ‹kleinen Basel› promenierend, trafen wir die hohe Gestalt des Erzherzogs Eugène und sprachen ein paar Worte mit ihm.» Erzherzog Eugen lebte nach dem Untergang des österreichischen Kaiserhauses in Basel, war hier stadtbekannt und beliebt und wurde nur der «Erzi» genannt. Von wem aber wurde Rilke begleitet, dass er «wir» schreibt? Wen kannte er hier? Seine Antwort: «Eine Bekannte, die ich ein Dutzend Jahre nicht gesehen hatte, ein Fräulein von Egidy». <sup>14</sup> Emmy von Egidy<sup>15</sup> war eine Freundin seiner Frau Clara, Bildhauerin wie sie; nachdem sie als Kunstgewerblerin sich einen Namen gemacht hatte, wandte sie sich mehr der Porträtplastik (Büsten und Reliefs) zu, auch als Schriftstellerin versuchte sie sich.<sup>16</sup> Rilke hatte gewusst, dass sie sich in Basel aufhielt und hatte sie kontaktiert, als seine hiesige Lesung feststand. Sie hatte ihm den Mund wässrig gemacht: «Sie werden hier in einem Kreise lesen, der sehr dankenswerte Erscheinungen für Basel

schafft, es sind durchaus gute Namen, die er zu finden weiss, aber die Menschen, die ihn bilden, sind nicht von der eigentlichen Basler Qualität. Sie werden eine kleine Feier nach Ihrem Vortrag auszuhalten haben, um die Sie niemand beneidet – aber lassen Sie sich dadurch nicht abschrecken, kommen Sie entweder zur Stärkung vorher, oder zur Entrückmung nachher hier in den Ritterhof, damit diese schöne Stadt Basel Ihnen in freundlicher Erinnerung bleibt.»<sup>17</sup> Im Ritterhof an der Rittergasse – «eines der schönsten angestauntesten Häuser», schwärmt Rilke – wohnte die Familie Burckhardt, und es ward ihm «freundschaftlich aufgetan» «durch die Fügung, dass ‹die Egidy› gerade dort als Gast wohnte»; sie arbeitete nämlich an einer Porträtplastik der Gastgeberin; der Gatte der Gastgeberin kannte sie wohl von seiner Münchner Studienzeit her. Sie wurde zur eigentlichen Schlüsselfigur in Rilkes Basler Beziehungen.<sup>18</sup>

Hören wir die Erinnerungen der Gastgeberin: «Was ihn in unserer ihm völlig neuen Stadt bei seinem ersten Gang, vom Hotel Drei Könige in die Rittergasse kommend, bewegte, als er durch das Eingangstor des Ritterhofes und durch die Einfahrt unter dem Vorderhaus auf die am Ende des geräumigen Hofes gelegene Fassade zuschritt, war die Atmosphäre der nach französischen Vorbildern ent-

<sup>13</sup> Ochs S. 106f.

<sup>14</sup> Rilke an Nanny Wunderly, Bern, 18.11.1919, SV S. 242f.

<sup>15</sup> 1872–1946, s. Rainer Maria Rilke. Briefe an Schweizer Freunde. Erw. und kommentierte Ausgabe hg. von Rätsu Luck. Frankfurt a.M. 1994. S. 32, Ann. >(BSF)

<sup>16</sup> Saur: Allgemeines Künstler-Lexikon Bd. 32. München-Leipzig 2002 S. 360.

<sup>17</sup> Emmy Egidy an Rilke, Basel, 2.11.1919, s. SV S. 222.

<sup>18</sup> «Wenn ich alles bedenke, so müsste inmitten der gepflegten Erinnerungen irgendwo doch ein epheu-überwachsener Gedenkstein (ohne Büste, bitte) für Fräulein von Egidy aufgerichtet sein: ohne sie wär ich – strenggenommen – nie in den Ritterhof gekommen, und auch mit diesem Hause, das mir nun Schutz und Unterkunft gewährt, hängt sie freundschaftlich zusammen. (Ists nicht merkwürdig?)». Rilke an Dory Von der Mülll am 17.11.1920, s. BSF S. 130 f.

standenen Architektur aus dem 18. Jahrhundert, für ihn, den durch den Kriegsausbruch so jäh Herausgerissenen, ein Anklingen an die Zeit vor den «Zerstörten Jahren», so sagte er, ein Anklingen an Paris und damit Rückkehr in eine vertraute Welt.»<sup>19</sup>

## Im Ritterhof

Ursprünglich Sitz der Deutschordensritter, der auch der Gasse den Namen gab, steht der Ritterhof am oberen Ende des Münsterhügels. Das Vorderhaus an der Rittergasse stammt aus dem Jahr 1748, das um 1758 erbaute Hinterhaus liegt erhöht am St. Albangraben, gegenüber dem Kunstmuseum, dessen Gebäude damals noch nicht stand.<sup>20</sup> Beide Häuser waren seit vielen Jahrzehnten im Besitz der Familie Burckhardt. Derzeitige Eigentümerin war die aus Genf stammende Bewohnerin des Vorderhauses, *Hélène Burckhardt-Schazmann* (1872–1949),<sup>21</sup> als Witwe des Rechtsprofessors und Politikers Christoph Burckhardt. Ihre Tochter Dorothea, genannt Dory (1896–1982), wohnte mit ihrem Mann, dem Architekten Hans Von der Müll (1887–1953), im Hinterhaus. Die Burckhardts gehören zu den wenigen noch lebenden mittelalterlichen Basler Familien und haben die Stadt geprägt wie keine andere; im 18. Jahrhundert hießen einmal alle vier Stadthäupter Burckhardt; verwandt im eigentlichen Sinne waren sie kaum mehr. Die Von der Mülls stammten von einem niederländischen Glaubensflüchtling ab, hatten sich in der zweiten Hälfte des 17. Jahr-

hunderts in Basel niedergelassen, hauptsächlich Kaufleute und Professoren hervorgebracht; sie gehören auch zum «Teig». Dory Von der Müll-Burckhardt muss eine außerordentlich intelligente, vielseitig interessierte Frau gewesen sein. Noch zu meiner Studienzeit ging in Zürich das Gerücht, sie habe ihrem Bruder, dem berühmten Historiker und Diplomaten *Carl J. Burckhardt* (1891–1974), die Dissertation verfasst. Dabei hatte sie nach damaligem Brauch nicht einmal die Universität besuchen dürfen.<sup>22</sup> Sie war nun Rilkes Gastgeberin und hat darüber berichtet:

«So trat er an einem frostigen Winterabend Ende November des Jahres 1919 zur Teestunde bei mir ein, in ein nach dem Albangraben gelegenes Zimmer, in dem ein Kaminfeuer brannte, das Wasser im Teekessel summte und auf dem Kaminsims, zur Rechten und Linken einer kleinen amorgekrönten Bronzeuhr, in Kristallgläsern jene zartgelben Rosen blühten, deren äusserste Kelchblätter dunkelrot durchflammt sind.

Des Dichters schmale Gestalt kam auf mich zu, und von seinen vollen, von einem über die Mundwinkel hängenden Schnurrbart überwölbt Lippen stieg ein Lächeln hinauf zu den grossen blauen Augen: «Mir ist, als kehre ich in eine vertraute Welt zurück», sagte Rilke, mich begrüssend.»

Weiter ist uns von dieser Teestunde nichts überliefert. Es ist immerhin naheliegend anzunehmen, die Gastgeberin

<sup>19</sup> SV S. 226f.

<sup>20</sup> Die Kunstsammlungen waren im Museum an der Augustinergasse untergebracht.

<sup>21</sup> BSF S. 710.

<sup>22</sup> Sie übersetzte später Voltaires Biographie von Karl XII. (Zürich 1943). S. BSF S. 540.

<sup>23</sup> Am 22.12.1815.

habe Rilke darauf aufmerksam gemacht, dass in diesem Hinterhaus *Johann Jakob Bachofen* geboren wurde,<sup>23</sup> und im anstossenden (heute im Antikenmuseum inkorporierten) Haus den grössten Teil seines Lebens verbracht hatte.<sup>24</sup> Rilke kannte Bachofens Werk nicht eingehend,<sup>25</sup> doch hatte dessen Vorstellung von einem «Totenreich» Rilkes eigene Überzeugungen nachdrücklich beeinflusst. Sehr wahrscheinlich brachte Rilke das Gespräch auch auf Jacob Burckhardt, um eine allfällige Verwandtschaft zu erörtern. Hatte er doch einst erwogen, sein Kunststudium bei diesem Basler Gelehrten weiterzuführen, dieser war damals freilich bereits einige Jahre tot.

Dory Von der Mühll erzählt uns noch vom Schluss ihrer ersten Begegnung mit Rilke: «Als ich ihn dann ein Stück Weges zurückbegleitete, wirbelte uns am Ausgang der Rittergasse zum Münsterplatz unvermutet ein heftiger Windstoss entgegen, riss Rilke den Hut vom Kopfe, es gelang gerade noch, ihn zu fangen, ehe er zu Boden rollen wollte. Lachend sagte Rilke: «Mich sollte dies nicht überraschen!» und er erzählte, wie er mit Rodin und dessen Gattin an einem Frühjahrstag nach Chartres gefahren war und sich auch ihnen damals, als sie aus dem Schutz der Häuser auf den Platz vor dem Dom traten, ein starker Wind entgegenstemmte. Rodin schritt unabirrt weiter, während seine beiden Begleiter nach Atem ringend ihre Hüte hielten und nicht wagten, aufzuschauen. Rodin blieb, den Bart vom

Winde zerzaust, reglos vor der Kathedrale stehen, versunken in den Anblick der das Portal umrahmenden steinernen Gestalten. Frau Rodin und Rilke lehnten wie kleine Strebepfeiler an das Mittelschiff eines Domes, Halt suchend an den Meister. Nach einer Weile erst streifte Rodins Blick die schmächtigen Gestalten zu seiner Rechten und Linken. «Eh, comment donc», sagte er, ein wenig verächtlich, «il y a toujours du vent près des grandes Cathédrales!»<sup>26</sup>

## Die Lesung

Das *Quodlibet* wurde 1858 gegründet, unter den Gründern und verdienten Mitgliedern der ersten 75 Jahre findet sich kaum ein alter Basler Name,<sup>27</sup> was nicht bedeutet, die alteingesessene Schicht hätte diese Veranstaltungen gemieden, ganz im Gegenteil. Organisiert wurden von Beginn an Theateraufführungen, Tanz- u.a. gesellige Anlässe, oft auch Fastnachtsvergnügen. Später gab es je eine Theater-, Humor-, Gesang- und Musiksektion. Erst im Frühjahr 1919 verwirklichte Dr. Fritz Knuchel seine seit langem propagierte Idee eines *Literarischen Zirkels* nach dem Vorbild des befreundeten Zürcher Lesezirkels Hottingen. Bisher waren hier aufgetreten: der Solothurner Mundartdichter Josef Reinhart, der Münchner Kunsthistoriker Heinrich Woelflin, der Anthroposoph Albert Steffen, Gerhard Hauptmann und der Einsiedler Heimatdichter Meinrad Lienert. Die Vorträge fanden im Mu-

<sup>24</sup> Sein Vater hatte den Ritterhof 1833 verkauft. Vgl. Wanner, Gustav Adolf: Johann Jakob Bachofens Geburtshaus. In: Basler Nachrichten 16./17.8.1969.

<sup>25</sup> Vermittler war Alfred Schuler, der mit andern im Münchner Umkreis Stephan Georges die eigentliche Bachofen-Renaissance eingeleitet hatte; Rilke hörte von ihm 1915 Vorträge, vgl. SV S. 147–152.

<sup>26</sup> SV S. 228.

<sup>27</sup> Vgl. Settelen, Emil: Geschichte des Quodlibet Basel 1858–1908. Festschrift zur 50. Gründungsfeier 24./Oktober 1908. Ferner: Steinmann, Walter: Denkschrift enthaltend die Ereignisse im Quodlibet Basel von 1918 bis 1933. (75-Jahr-Feier)

siksaal des Stadt-Casinos am Barfüsserplatz statt, der viele Hundert Plätze bietet; um sie zu füllen, wurden Einführungen und Inserate in die Tageszeitungen eingereckt. Namentlich warb *Francisca Stoecklin*, selber Lyrikerin und Malerin,<sup>28</sup> in den «Basler Nachrichten» mit einem ausführlichen Beitrag für Rilkes Lesung.<sup>29</sup>

Sonst gewohnt, nur in kleinen Kreisen vorzulesen, hatte sich Rilke ein besonderes Vorgehen ausgedacht für diese Lesungen: «Ich bin auf ein merkwürdiges Verfahren gekommen, das am dichten, oft dünnen, schwer zu penetrierenden Schweizer von der überzeugendsten Bewährung war. Ich brachte nicht einfach Gedichte, sondern setzte mit einer allgemeinen Einführung ein, die überall ungefähr die gleiche war, – während ich dem zweiten Teil des Abends eine dem jeweiligen Ort schmiegsmäig angepasste, aus dem unmittelbarsten Stegreif erfundene Causerie voranstellte...»<sup>30</sup> So gelang es ihm auch hier<sup>31</sup> den Saal mit seiner warmen Baritonstimme zu durchdringen, die Hörerschaft «wie einen Viererzug» zu beherrschen. Ich gehe davon aus, dass Dory

Von der Mühl ihr beigewohnt hat. Rilkes Bemerkungen über Jacob Burckhardt und Johann Jakob Bachofen kamen bei den Zuhörern zweifellos ebenso gut an wie bei den einfühlsamen und sehr beeindruckten Zeitungsberichterstattern.<sup>32</sup> Rilke, der keine Zeitungsberichte über sich las, schrieb an Nanny Wunderly-Volkart: «Ich denke doch, liebe wohlthätige Freundin, ich werde, wenn wir uns wiedersehen, die Basler wider Sie in Schutz nehmen wollen; sie haben sich mir ganz besonders empfangend und aufnehmend erwiesen, ich weiss nicht, ob der Abend, von allen bisherigen, nicht der beste war.

Dann hat sich mir eines der schönsten, angestammtesten Häuser (ein Burckhardt'sches) gastlich, ja freundschaftlich aufgethan, – es ergaben sich, aus dem Stehgreif, unmittelbar reiche Stunden, in denen sogar die bekannten schweizer Hindernisse sich nicht fühlbar machten. (Und was für schöne Dinge, was für ein Ineinander von Intimität und Würde in diesen gepflegten, still bewohnten Häusern!).»<sup>33</sup>

## Wo hat sich Rilke auf einem Schlafsofa gequodlibettet?

Dann folgte die von der Egidy angedrohte «kleine Feier, um die Sie niemand beneidet». Rilke hat sich darüber im Brief an Nike nicht beklagt: «Ausserdem war der Kreis um den Maler Nikolaus Stöcklin,<sup>34</sup>

seine Schwester Francisca und ein paar junge Künstler, von der herzlichsten Zuwendung: sie gaben mir ein kleines Fest in Stöcklin's Atelier, von dem ich Ihnen erzählen werde...» Niklaus Stoecklin

<sup>28</sup> Francisca Stoecklin Lyrik und Prosa: Hg. von Beatrice Mall-Grob. Bern 1999.

<sup>29</sup> 13.11.1919, Beilage zu Nr. 488; am folgenden Tag druckte diese Zeitung überdies die eingesandte Ankündigung des Quodlibets ungefähr gleichlautend wie die andern Basler Zeitungen ab.

<sup>30</sup> I,668, 2.12.19.

<sup>31</sup> Ausführlicher Bericht von Räthus Luck über die Basler Lesung s. SV S. 224–227.

<sup>32</sup> SV S. 229–240.

<sup>33</sup> NWV S. 18f.

<sup>34</sup> Niklaus Stoecklin \*19.4.1896, †31.12.1982 in Basel.



Niklaus Stoecklin: *Franziska*. 1919. Öl auf Pavatex. © Basler Lebens-Versicherungs-Gesellschaft, Basel



Niklaus Stoecklin: Atelier Hammerstrasse, 1919. Öl auf Karton. Privatbesitz Noëmi Lüscher-Stoecklin  
©ProLitteris



Rilke liest im Atelier von Niklaus Stoecklin, gezeichnet von diesem.  
Privatbesitz Noëmi Lüscher -  
Stoecklin ©ProLitteris<sup>42</sup>

<sup>35</sup> Francisca Stoecklin, später verh. Betz (1894–1931, der Name wird auch Francisca und Franziska geschrieben), Rilke behandelte sie kollegial und redete sie mit «Liebe Francisca» an.

<sup>36</sup> Vögele, Christoph: Niklaus Stoecklin 1896–1982. Basel 1996. S. 15ff.

<sup>37</sup> Sie lernte dort u.a. Johannes R. Becher, Karl Wolfskehl, Hugo Ball und Emmy Hennings kennen (Schweizer Lexikon 916, 112).

<sup>38</sup> Es handelt sich um die lange, auch heute noch reizlose Hammerstrasse; wo daran das Atelier lag, konnte nicht ermittelt werden.

<sup>39</sup> Vögele Taf. 12. S. 49. Das Original ist im Besitz seiner Tochter Noëmi Lüscher-Stoecklin, der hiermit für die Publikationserlaubnis bestens gedankt sei.

hatte mit seiner Schwester, der bereits erwähnten Francisca Stoecklin,<sup>35</sup> vor dem Krieg einige Zeit in München studiert,<sup>36</sup> von dorther hatten sie mit Rilke gemeinsame Bekannte.<sup>37</sup> (Abb.)

Stoecklins Atelier lag in Kleinbasel an «einer etwas düsteren Strasse»,<sup>38</sup> er hat es selber gemalt.<sup>39</sup> (Abb.)

Wahrscheinlich zog es Rilke vor, erst bei Tageslicht in sein Hotel zurückzukehren, wenn wir seine launigen Erinnerungen richtig interpretieren: «Und der Abend..., die Nacht (muss man schon sagen) im Quodli-Bett. (Pardon: aber der Stoff selbst erlaubt jede Geschmacklosigkeit, man nähert sich ihm dadurch umso mehr). Ich kann eigentlich nicht urtheilen, mein Fall damals war, sozusagen, nur ein Quodli-Schlafsofa, ich erhob mich schon nach anderthalb Stunden und die Anwesenheit nicht-Zugehöriger, die um meinen Willen mitgekommen waren (z. B. von Wanda Landowska.), liess eine eigentlich quodlibetanische Intimität nicht aufkommen.»<sup>40</sup>

Wir können davon ausgehen, dass Rilke im selben Atelier am 16. November wohl auf Anregung Francisca Stoecklins «bei Kerzenschein aus seinen Gedichten» las; Stoecklin hat ihn dabei auf einer Zeichnung festgehalten.<sup>41</sup> (Abb.)

Seine spätere Frau, Elisabeth Schnetzler, beschreibt die Szene: «In jener Zeit luden Niklaus Stoecklin, mein späterer Gatte, und seine Schwester Francisca den Dichter in das Maleratelier im Kleinbasel ein. Es lag an einer etwas düsteren Strasse; im Hintergrund des Raumes öffnete sich ein altes Kellergewölbe. In einem Kreis von Malern, Literaten und Tänzerinnen las Rilke aus unveröffentlichten Werken vor. Aus dem elterlichen Wohnzimmer war ein schöner alter Sessel entlehnt worden, man hatte einen langen Tisch mit Blumen geschmückt, und der Gefeierte sass oben am Tisch vor dem dunklen Gewölbe. Die Kerzen brannten.»<sup>43</sup>

Einen weiteren Bericht liefert uns *Paul Zoelly*,<sup>44</sup> der Jahre später in seinem «Büchlein des Bruderholzschwärmers»<sup>45</sup> mit einer Zeichnung und einem Gedicht an jenen Abend erinnert:

<sup>40</sup> Rilke an Dory Von der Mühl zum Spitteler-Abend des Quodlibets vom 11.4.1922 (dem er nicht beiwohnte), s. SV S. 244. – Es ist nicht auszuschliessen, dass sich diese Erinnerungen auf einen späteren Abend im selben Atelier bezogen, der nichts mit dem Quodlibet zu tun hatte, z.B. den 16. November.

<sup>41</sup> Vögele Abb. 47, Bleistift, Tusche auf Papier, 20,5 x 15,5, 1919, Privatbesitz.

<sup>42</sup> Wir danken seiner Tochter, Noëmi Lüscher-Stoecklin, für die Publikationserlaubnis, dieser und der vorhergehenden Abbildung.

<sup>43</sup> BSF S. 720. Elisabeth Stoecklin-Schnetzler war nicht Augenzeugin (s. weiter unten), ihre Schilderung entstand wohl erst zur Publikation: «Muzot» in: Librarium, Zeitschrift der Schweizerischen bibliophilen Gesellschaft. III, 1969. S. 186–190.

<sup>44</sup> Zoelly, Paul, Maler \*6.4.1896 Zürich – †20.1.1971 Dornach.

<sup>45</sup> Paul Zoe [Paul Zoelly]: Büchlein des Bruderholzschwärmers. Basel 1928 (unpag.), vgl. Vögele S. 57.

## «Rilkeabend

Als Herr Rilke einst in Basel war,  
empfing ihn seine Jüngerschar.  
Zuerst der Name sei genannt voll Klang,  
der mein Heiligstes war lang:  
Francisca listig und mondberauscht  
auf des Meisters Worte lauscht.  
Harry ihr sanfter Gemahl  
erleuchtete den dunkeln Saal.  
Die germanische Lise,  
auf welche besser Wiese  
reimt als Mystik und Parfum.  
Niki der Starke, dessen Ruhm  
schon durch die Täler hallte,  
sass angelehnt an seine kalte  
Freundin Gredel –  
ein Mädchen streng und edel!  
Der Münsterleuchter Fritz.  
Zwischen Schmerz und Witz,  
Uebertreibung und Begeisterung,  
Schlauheit und beseeltem Schwung,  
zwischen Kunst und Handel  
taumelt sein Lebenswandel.  
Paul der zerstückelt und verliebt  
mit Kubismus sich abgibt.  
Mit Antonios schönem Schweigen  
will ich schliessen diesen Reigen.»

Paul Zoelly hat die Szene auch in einer Zeichnung neben dem Gedicht verewigt, worauf die Personen mit Nummern bezeichnet sind. Die Tochter Niklaus Stoecklins, Frau Noëmi Lüscher-Stoecklin, hat uns freundlicherweise die angeführten Personen identifiziert:

1 ist natürlich Rilke selbst, in der Mitte;

2 ist «Francisca», Stoecklins Schwester, die Seele des ganzen Kreises, die Zoelly sehr verehrte;<sup>46</sup>

3 ist Harry Betz,<sup>47</sup> der jedoch erst später ihr Gatte wurde;<sup>48</sup>

4 «Die germanische Lise» ist Lisbeth Link, derer Rilke später gerne gedachte;<sup>49</sup>

5 «Niki der Starke» ist Niklaus Stoecklin, den Zoelly bewunderte;<sup>50</sup>

6 «seine kalte Freundin Gredel» hiess Gredel Wagen, von Beruf Zeichenlehrerin, etwas spröde für Stoecklins Begriffe;

7 «Der Münsterleuchter Fritz» ist Fritz Stoecklin, Bruder von Niklaus, der als Goldschmied die prächtigen Leuchter im Münster geschaffen hatte, sich dann aber als Antiquar betätigte;<sup>51</sup>

8 mit dem verliebten Kubisten Paul bezeichnet sich Zoelly selber. Zur Zeit, als die mitgelieferte Zeichnung entstand, hatte er diese Phase schon hinter sich gelassen. Sohn einer Baslerin, war er von Zürich hierher gekommen, um Kunstgeschichte zu studieren,<sup>52</sup> schloss jedoch nicht ab, sondern begann zu malen, dann zu bildhauen, später wandte er sich der Anthroposophie Rudolf Steiners zu;

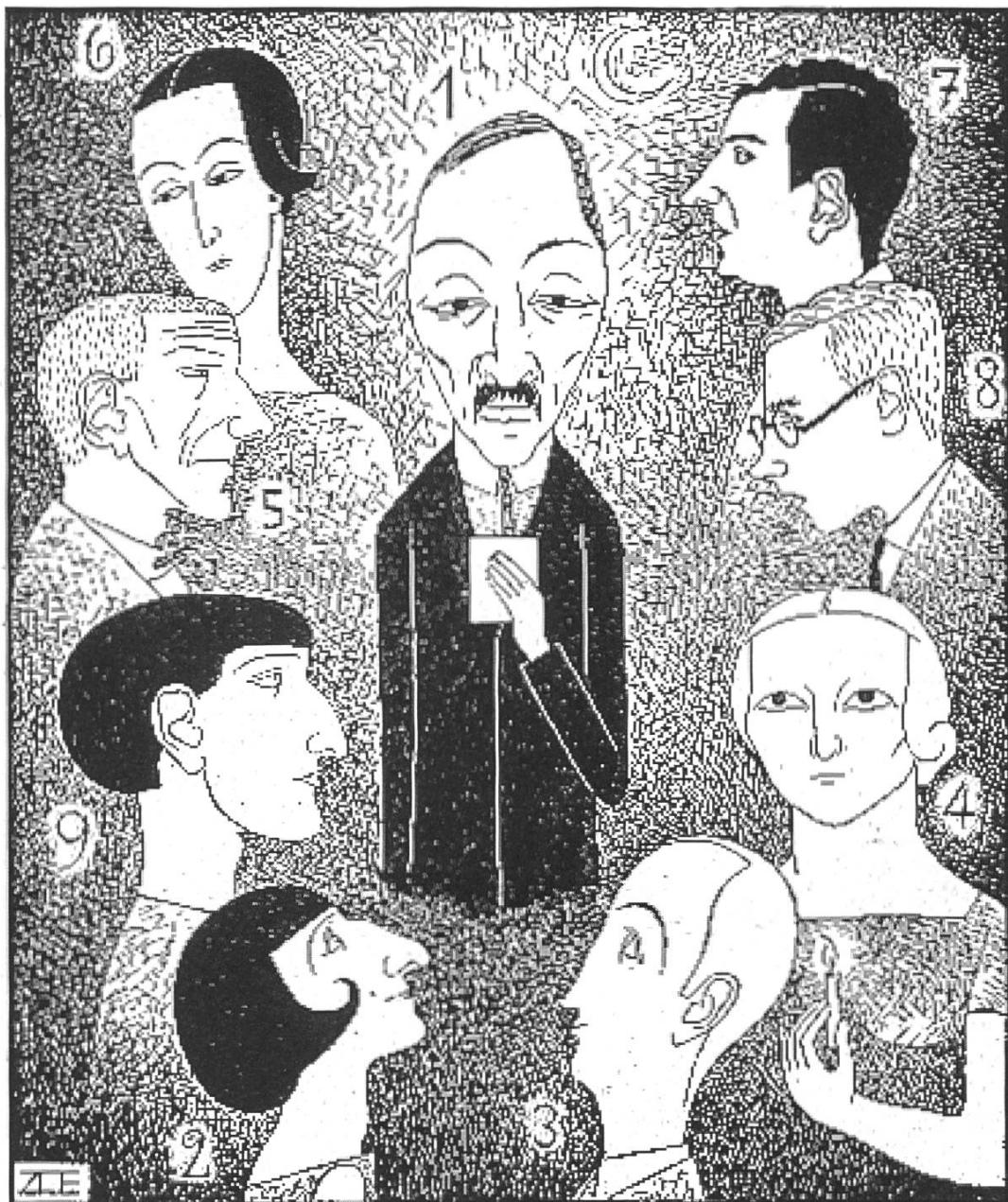
9 der schweigende Antonio ist der Tänzer Anton Flüeler aus Stans.<sup>53</sup>

<sup>46</sup> Er hatte sie vermutlich in Zürich kennen gelernt, wo sie einige Zeit mit den Dadaisten in Verbindung stand.

<sup>47</sup> Buchhändler, \*1896.

<sup>48</sup> Rilke schrieb Francisca am 30.12.1919 zur Verlobung (BSF Nr. 24), am 25.8.1920 nennt er sie «Betz-Stoecklin» (BSF Nr. 60).

<sup>49</sup> Am 8.3.1921 liess er sie aus Berg am Irchel grüssen (BSF Nr. 123 S. 206), am 16.11.1921 schrieb er an Francisca Stoecklin aus Muzot: «Erzählen Sie das auch Lisbeth Link, die immer so treu an mein «Wunder» geglaubt hat, dass es sich erneuern und bewähren müsse.» (BSF Nr. 143 S.237).



Paul Zoë (Paul Zoelly): Zeichnung zum Rilkeabend. (Aus: Büchlein des Bruderholzschwärmers. Basel 1928 [unpag.])

<sup>50</sup> Obschon fast gleich alt, war Stoecklin schon arriviert, Rilke sah bald darauf in Winterthur bei Georg Reinhart sein Bild Casa rossa (1918/19), vgl. BSF Nr. 24.

<sup>51</sup> Die drei Geschwister Niklaus, Francisca und Fritz Stoecklin sind auf der folgenden Doppelseite des Büchleins unter dem Titel «Expressionisten» nochmals dargestellt.

<sup>52</sup> Er war befreundet mit dem Kunsthistoriker Josef Gantner (1896–1988, ab 1938 Ordinarius in Basel), den er auf der Doppelseite vor Rilke («Kurz und lange») porträtierte.

<sup>53</sup> 1898–1960, ursprünglich Glasmaler, ab 1921 in Berlin Bühnenbildner und Kostümmentwerfer, nach 1932 wieder bildender Künstler in Luzern (Schweizer Lexikon 91 2, 645). Im Büchlein weiter hinten als «Der Tänzer» porträtiert. – Entgegen der Schilderung von Elisabeth Stoecklin-Schnetzler scheinen keine Tänzerinnen dabei gewesen zu sein.

Nicht anwesend war Niklaus Stoecklins spätere Frau, Elisabeth Schnetzler, der wir die erste Schilderung des Abends verdanken. Tatsächlich haben sich die beiden erst an der folgenden Fasnacht bei einem Maskenball kennen gelernt.<sup>54</sup>

Wahrscheinlich war Rilke nach seiner Lesung nochmals auf dem Ritterhof zu Gast und wurde nun auch mit dem Gatten von Dory Von der Mühll, dem Architekten *Hans Von der Mühll*, bekannt, der sich an der Hand verletzt hatte, wofür sich Rilke verantwortlich fühlte,<sup>55</sup> und mit ihrer Mutter. Sicher traf er noch den Kunsthistoriker *Rudolf F. Burckhardt* (1877–1964), der das Historische Museum leitete und Rilke die Schrift lieh über den Vater Dorys, der sich als Mitglied der Basler Regierung aus verletztem Ehr- und Rechtsgefühl das Leben genommen, nachdem er infolge Meineids eines Zeugen einen Prozess verloren hatte.<sup>56</sup> Verfasser dieser Schrift war Dory Von der Mülls Bruder, Carl. J. Burckhardt, den Rilke bei diesem Basler Aufenthalt noch nicht kennen lernte, wie er in einem Brief an Marie von Thurn und Taxis bezeugt.<sup>57</sup>

Rilke war über diese Tage sehr zufrieden: «Basel, das sich mir auf eine unvergessliche Art gastlich erwiesen hat. Diese, wie man mir immer beschrieb, verschlossenste Stadt: eines ihrer schönsten, angestammtesten Häuser hat sich mir, durch wunderbare Fügung, ganz freundschaftlich aufgethan, – es waren sehr fühlbare Stunden unter Menschen voll Überlieferung, die weit ins Gegenwärtige und Künftige mitkönnen. Gäbe es mehr von dieser gesicherten Art!»<sup>58</sup> Um es vorwegzunehmen: Egidys Mission in Rilkes Leben scheint mit der Vermittlung dieser Beziehung erfüllt gewesen zu sein: Frau Von der Mühll erwähnt sie in ihren Erinnerungen nicht,<sup>59</sup> möglicherweise war das «Bildnis» nicht zu ihrer Zufriedenheit oder gar nicht zustande gekommen;<sup>60</sup> und Rilke scheint mit ihr auch kaum mehr Kontakt gepflegt zu haben.<sup>61</sup>

## Auf der Suche nach einer Bleibe

Am 17. November war Rilke in Bern, liess Von der Mühll u.a. Oswald Spenglers «Untergang des Abendlandes»<sup>62</sup> zusenden und empfahl sich weiter, indem er

<sup>54</sup> Mitteilung ihrer Tochter Noëmi Lüscher-Stoecklin. Sie heirateten 1922, s. Vögele S. 57.

<sup>55</sup> Rilke schickte ihm von Bern aus «für seine nothgedrungenen Ferien zwei Bücher», vgl. BSF S. 28.

<sup>56</sup> Memorabilien S. 81f.

<sup>57</sup> Am 4.1.1920 «Ich sah ihn leider nicht» (SV S. 287), dem scheint Burckhardt zu widersprechen: «Zum erstenmal sah ich Rilke, wie ich 1919 für vierzehn Tage in der Schweiz war» (Memorabilien S. 337), doch dürfte er sich in der Jahrzahl geirrt haben, wie ab und zu bei der Niederschrift seiner Erinnerungen, die er nicht druckfertig machen konnte, zumal er sich 1919 nicht nur 14 Tage, sondern mehrere Monate in der Schweiz aufhielt. Rilkes Einführung auf dem Wenkenhof kann somit nicht damals stattgefunden haben. (So postuliert von Ingeborg Schnack in RCh S. 666 und seither übernommen.)

<sup>58</sup> SV S. 243.

<sup>59</sup> «gemeinsame Freunde hatten uns seine Ankunft gemeldet», gibt sie an, doch sind zu dieser Zeit keine solchen bekannt. Zu bedenken ist, dass die *Basler Erinnerungen an Rilke Von Th. Von der Mühll* als Radiosendung konzipiert waren, mit Namen musste sparsam umgegangen werden (in: SV S. 227–228).

<sup>60</sup> Rilke fragte wenige Tage später von Bern aus: «.... Arbeitet Fräulein von Egidy? Nahm sie sich meine Anempfehlung genügend zu Herzen, durch die ich sie bat, die Reliefs sorgfältig zu entwickeln; und wie weit steht Ihr Bildnis, das so anregend begonnen war – ?», an Dory Von der Mühll, Bern, 26.11.1919, s. BSF S. 32; vom «Bildnis» ist fortan nicht mehr die Rede.

schrieb: «Etwas Heimweh nach der Rittergasse drängt sich in alle meine hiesigen Wege und Unternehmungen; es ist ja das Recht des Unstäten, dass er dieses, zugleich gründliche und vague Gefühl an jene Stellen wende, die ihm das leiseste Aufrufen bereitet haben. Und indem er es leistet, sich zu ihnen nicht nur dankbar, sondern auch vertraulich-wehmüthig zu beziehen, – verdient er sich sie vielleicht ein wenig... Nun ist das Wort ‹Dank› doch vorgekommen; ich hielt es die ganze Zeit zurück, weil in allem Danken etwas wie ein Abschluss liegt, während ich mich gerade am Lebhaftesten in dem Wunsche erkenne, alles zu Ihnen und den Ihren Begonnene thätigsten Gemüthes fortzusetzen für und für.»

Nach Abschluss seiner Leseabende fuhr Rilke nach Locarno, wo er, statt in einem erhofften Schloss, notdürftig in einem Pensionszimmer unterkam, das er mit einem von Nike geliehenen Schreibtisch benutzbar machte. Schon vorher hatte er offenbar Von der Mülls seine Suche nach einem Elegienort geoffenbart, denn sie schlügen ihm den einst von Cagliostro bewohnten Gartenpavillon in Riehen und ein Gartenhaus am Rhein vor,<sup>63</sup> die sich freilich beide nicht als verfügbar erwie-

sen. Dann luden sie ihn auf den Schönenberg ob Pratteln ein. Carl J. Burckhardt hatte hier mit seinem Grossvater, dann mit dem Vater die Ferien verbracht und wohnte auch seither gerne dort, wenn er in der Gegend war. Am 1. Oktober hatte er aber einem Freund geschrieben, er bleibe noch bis zum 1. Januar in der Schweiz, um seine Doktorprüfung abzulegen; die Vorbereitungen dazu erfolgten in seinem einstigen Gymnasium zu Glarisegg am Untersee.<sup>64</sup> Anschliessend wollte er seine diplomatische Tätigkeit als Attaché der Schweizer Botschaft in Wien fortsetzen, deshalb war der Schönenberg bis zum Sommer frei.

Rilke verlockte in seinen beengten Locarneser Verhältnissen namentlich die Aussicht auf einen dreizehn Schritte langen Saal; er dankte am 24. Dezember für die Einladung<sup>65</sup> und präzisierte deren Annahme am 14. Januar: «Nun sag ich mir sofort: dann will ich spätestens am ersten Februar auf dem «Schönen Berge» sein, für zwei drei Monate, es ist wenig genug, gemessen an meiner Lanteur [sic], und ich seh mich schon aufbrechen, da ich im besten Anfang bin, – dieses Verhängnis ist mir schon beinahe vertraut geworden, sooft wiederholt es sich –. Aber ich will

<sup>61</sup> Ob sie nach ihrem Wegzug aus Basel den Kontakt mit ihm abbrach, weil er gegenüber Von der Mülls nicht ihre Seite vertreten hatte? Sie scheint damals nach Deutschland zurückgekehrt zu sein. Als sie 1921 in der Thuner Gegend weilte, verdächtigte Rilke sie, ihn «für den General-Agent» aller Schweizer Möbelhändler auszugeben – es ging um den Verkauf von Mobiliar des Schlosses Oberhofen am Thunersee (NWV S. 582). Zu Oberhofen s. Georg Germann: Riviera am Thunersee. Bern 2002. S. 97–112.

<sup>62</sup> Spengler, Oswald: Der Untergang des Abendlandes: Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte. 2 Bde. München 1918.

<sup>63</sup> BSF S. 33f.

<sup>64</sup> Carl J. Burckhardt Briefe 1908–1974. Hg. vom Kuratorium Carl. J. Burckhardt, besorgt von Ingrid Metzger-Buddenberg, Frankfurt a. M. 1986. S. 73. Am 1. Okt. 1919 schrieb CJB noch vom Schönenberg aus an Franz von Muralt: «Ich bin noch bis zum 1. Januar in der Schweiz; zur Abwechslung, nach meinem weltgeschichtlichen Bahnhof, im Righianum, um mit Zubi auf einem Strohhalm des Spannackers ‹oh Du lieber Augustin› u. andre Lieder des Skeptizismus zu blasen; am 1. Januar soll ich nach Wien zurück; bis dahin muss sub auspiciis Gagliardi mein Examen gemacht werden. Infolgedessen kommt der hochbetagte Prinz mit nach Glarisegg, um mich an allzuweiten Herbstspaziergängen und anderer Allotria zu verhindern.»

<sup>65</sup> BSF S. 35.

nicht voraussorgen, das sei Gottes Sache, und mich der zwei Monate freuen, die ich in so-und-so-viel-Mal «dreizehn Schritte» werde eintheilen dürfen. Herrlich! – Wird denn so rasch ein Mädchen zu finden sein? Und ist das Alles nicht unaufhörliche Bemühung für Sie?» Das Mädchen fand sich und hiess fortan «die Maus», von dieser ersten Schweizer Haushälterin Rilkes kennen wir nur ihren Vornamen Anni.

Rilkes Ankunft verzögerte sich, weil er sich von Angela Guttmann<sup>66</sup> fast nicht losreissen konnte. Sie gab sich als Russin aus, war begabt, doch mittellos und krank. Rilke betreute sie und liess für sie bei seinen Schweizer Freunden Geld sammeln. Dann las er in den Zeitungen von vorsorglichen Massnahmen gegen die an vielen Orten grassierende Grippe. Er wurde beruhigt: «Hans v. d. Müll hat die Grippe eben schon durchgemacht, wie es scheint rasch und unverbindlich.»<sup>67</sup>

## Wieder in Basel

Am 28. Februar wurde Rilke von Frau Dory Von der Müll-Burckhardt auf dem Ritterhof als Gast empfangen und überreichte ihr «S. T. Aksákov's Familienchronik» mit der Widmung: «Letztes ist nicht, dass man sich überwinde...»<sup>68</sup> Sofern unsere Chronologie stimmt, traf er nun auch ihren Bruder, Carl J. Burckhardt. Manches Gemeinsame verband die beiden: ausser der Affinität zur Sprache – Burckhardt war mit Hoffmannsthal befreundet – nicht zuletzt ein besonderes

Interesse für parapsychologische Phänomene.<sup>69</sup>

Burckhardt erzählt: «...wir trafen uns in einer grösseren Gesellschaft, wo Rilke jenes eigentümliche spiritistische Erlebnis aus dem Schlosse Duino erzählte, er kam auch später wiederholt darauf zurück.[...] Bei seinem letzten Aufenthalt nun in Duino wurden spiritistische Versuche gemacht, derartiges zog ihn immer sehr an. Allerlei seltsame Manifestationen, wie stets in seiner Gegenwart, geschahen, und endlich, inmitten schreckhaften und lemurischen Gesindels, meldete sich immer wieder eine Mädchengestalt, die durch den Glanz und die Tiefe, die wunderbare Prägung ihrer Antworten Rilke bezauberte. Er konnte sich in Gedanken kaum trennen von ihr, und nächtelang, wenn er lag und auf den Wellengang der Adria in den Felsen hinhörte, konnte er sich ihre Gegenwart vorstellen, bis zur Halluzination. Die allabendlichen Experimente wurden mit der so genannten Baguette, dem an einem Seidenfaden aufgehängten Bleistift, gemacht, der unter magnetischer Einwirkung selbstdäig zu schreiben beginnt. Einmal nun nahm Rilke sich ein Herz, durchbrach seine Scheu und fragte das gehaute Wesen: ‹Wie war dein Leben?› Die Antwort lautete: ‹Hastig, grausam und kurz.› Nun fragte er nach Namen, Heimat und Zeit des Lebens, der Name wurde genannt, das Leben, achtzehn Jahre im 16. Jahrhundert, bestimmt, und die Heimat, die Stadt ‹Bayonne› hingeschrieben auf das Papier, das Rilke immer aufbewahrte.<sup>70</sup> Er

<sup>66</sup> (1890–1958?), geb. Müllner, Österreicherin, ging erst später nach Russland, vgl. Schnack Ingeborg: Wer war Angela Guttmann? Zu Rilkes Winter in Locarno 1919/1920, RSch, S.109–122.

<sup>67</sup> NWV S. 155.

<sup>68</sup> Ich folge der Chronologie von Jacob Steiner in RSch S. 9–25. – Zum Gedicht s. weiter unten.

<sup>69</sup> Gemeinsam war ihnen schliesslich auch die Todeskrankheit Leukämie.

war nun völlig bezaubert und flehte diese Unsichtbare an, ihm, nach soviel Vertrauen, zu erscheinen. Sie sagte ihm: «Vielleicht gelingt mir dies, wenn du in Toledo die Kirche findest, an deren Front sechzehn Ketten von Märtyrern herunterhängen, und wenn es dir dann möglich ist, die richtige Kette zu berühren. Wenn dies dir nicht gelingt, so steige, wo immer in Spanien, unter den ersten Bogen aller Brücken, die du triffst.» Rilke hat die ganze spanische Reise im Zeichen dieses Erlebnisses gemacht. Zuerst aber blieb er in Bayonne. Ihn führte etwas, so glaubte er mit Bestimmtheit, in einen Kreuzgang der alten Stadt und dort im Kreuzgang vor ein Grabmal, und es war das Grabmal jener achtzehnjährigen Toten, die zu ihm gesprochen hatte.<sup>71</sup> Namen und Jahre der Geburt und des Todes, alles stand gemeinselt in dem Stein, so wie der Stift in Duino es aufgezeichnet hatte. Ungeheure Ergriffenheit von diesem Augenblicke an führten nun den Dichter. Er gelangte nach Toledo, er fand die Kirche, er sah die Ketten der Märtyrer – und er berührte die falsche Kette. Dann suchte er noch unter vielen Brücken in Städten und Dörfern, die er bereiste, die Kinder folgten dem seltsamen kleinen Mann mit dem hängenden Schnurrbart und den traurigen slawischen Augen, der mühsam und wenig behende am Strand seichter Flüsse und Bäche unter die Brückengänge stieg und dort wartete und nichts erfuhr.<sup>72</sup> Dies er-

zählte er am ersten Abend unseres Zusammenseins und vor gleichgültigen Leuten.»<sup>73</sup>

## Auf dem Wenkenhof

Die Fortsetzung dieses Abends erfahren wir von einer andern Gastgeberin: «Eines Abends – ich lag bereits im ersten Schlaf – schellte das Telephon neben meinem Bett. Sehr ungnädig nahm ich den Hörer ab und hörte Carl Jacob Burckhardts Stimme: «Steh rasch auf, zieh ein hübsches Abendkleid an, mach einen guten schwarzen Kaffee, stelle Champagner aufs Eis und zünde ein warmes Kaminfeuer an. Ich bringe Dir einen interessanten Gast: Rainer Maria Rilke.»

Meine Antwort lautete etwa so: «Du kannst mich gern haben!», und ich legte den Hörer wieder auf. Denn da Carl Jacob mir schon früher hie und da einen Schabernack bereitet hatte, glaubte ich fest, die Sache stimme nicht, zumal ich auch annahm, dass Rilke, den ich damals erst aus seinen Büchern kannte, keine Nachtvisiten bei fremden Leuten machen werde. Aber kurz darauf läutete es abermals, und Freund Burckhardt versicherte mir, es sei diesmal wirklich ernst gemeint; er werde in einer halben Stunde mit Rilke erscheinen. Nun musste ich es glauben; ich weckte den Diener und führte seufzend alle Befehle aus.

<sup>70</sup> Rilkes Protokolle der Duineser séancen enthalten nur einen Teil dieser Schilderungen (RMR / Marie von Thurn und Taxis, Briefwechsel, besorgt durch Ernst Zinn. Frankfurt am Main 1986. [> (TT) Bd. II S. 897–914]; in den Erinnerungen der Fürstin erfährt man immerhin den Namen der Unbekannten aus Bayonne (Princesse de la Tour et Taxis: Souvenirs sur Rainer Maria Rilke. Préface de Maurice Betz. 1987. S. 107) >([PT]).

<sup>71</sup> Im Briefwechsel mit der Fürstin Marie steht das Gegenteil: Rilke fand das Grab in Bayonne nicht (TT I, 215f.), ebenso in den Erinnerungen der Fürstin (PT S. 112).

<sup>72</sup> Aus dem Briefwechsel und den Erinnerungen geht nur hervor, dass er die Kirche mit den Ketten fand, die Fortsetzung scheint sonst nicht belegt zu sein.

<sup>73</sup> Memorabilien S. 337.

Gegen Mitternacht fuhr wirklich ein Wagen vor mit Burckhardt – damals Gesandtschafts-Attaché in Wien –, seinem Schwager Hans Von der Mühl und mit dem Dichter des Cornett und des Stundenbuchs, den ich sofort nach seinen Bildern erkannte. Alle drei Herren waren sehr formell im Abendanzug. Man setzte sich gemütlich ans Cheminée, sprach von allem Möglichen, trank Kaffee – aber es wollte keine rechte Unterhaltung zu stande kommen und ich bemerkte, dass Rilke sehr eingeschüchtert war und mich immer wieder mit einem fragenden und etwas mitleidigen Blick aus seinen schönen, schwermütigen Augen fixierte. Sogleich kam mir der Verdacht, dass ihm Burckhardt gewiß etwas ganz Verkehrtes über mich erzählt habe. Nach einer Weile gestand mir Carl Jacob denn auch, Rilke sei von der Reise ermüdet gewesen und habe eigentlich nicht mehr ausgehen wol-

len. Aber nachdem ihm Burckhardt erzählt habe, sie seien in ein hübsches französisches Landhaus eingeladen, das von einer sehr merkwürdigen, etwas anormalen jungen Frau bewohnt werde, die ganz allein dort hause, tagsüber schlafe und nur nachts empfange, er werde in eine charmante Umgebung kommen und guten Champagner erhalten, reizte diese Beschreibung den Dichter und er sagte zu. Als er dann die Wahrheit erfuhr, lachte er laut und herzlich, wie er oft lachen konnte, wenn ihn etwas belustigte; ich hatte jedoch das Gefühl, als sei er beinahe etwas enttäuscht, eine vernünftige und durchaus normale Frau in mir zu finden. Wir verbrachten hierauf noch reizende Stunden zusammen, die sich bis gegen den Morgen ausdehnten, und es war vielleicht gerade die Eigenart dieser ersten Begegnung, die uns einander nahe brachte.»<sup>74</sup>



Wenkenhof bei Riehen: das Boudoir (aus dem Wenkenhofbuch)

Dies erzählt *Fanny Clavel-Respinger*,<sup>75</sup> Tochter eines Seidenbandfabrikanten. Glaubensflüchtlinge aus dem Süden hatten im 16. Jahrhundert das Wissen um die Seidenverarbeitung nach Basel gebracht – die eigentliche Quelle dauernden Reichtums. Im Verlagswesen betrieben, strahlte die Basler Seidenband-Industrie bis ins Bernische und in die Innerschweiz aus.<sup>76</sup> 1905 hatte Fanny Respinger Alexander Clavel (1881–1973) geheiratet, Enkel eines gleichnamigen, aus Lyon zugezogenen Seidenfärbbers, der als Erster in der Schweiz Anilinfarben herstellte und damit die Grundlagen für die Basler Chemie (von CIBA bis Novartis) gelegt hatte. Dieser Gatte besass eine Firma für Seidenfärberei und -druckerei, die er ständig ausbaute, und Fabriken in England und Frankreich, die Kunstseide herstellten.<sup>77</sup> Bedeutende Gewinne in der Kriegszeit hatten ihm den Kauf des Landgutes *Wenkenhof* in Riehen ermöglicht, das er mit seiner Frau zu einem Herrschaftsgut im Sinne des 18. Jahrhunderts ausbaute.<sup>78</sup> Zu Rilkes Zeit war das Meiste davon erst in den Anfängen oder noch gar nicht so vorhanden, wie wir es heute bestaunen können, da es in öffentlichen Besitz überging. Je mehr davon verwirklicht wurde, umso mehr wandte sich die Basler Oberschicht schockiert ob soviel Verschwen-

dung davon ab. Mochten sich die Clavels in Frankreich mit einem Grafentitel ziehen, in Basel gehörten sie nicht einmal zum «Teig», waren ja erst seit zwei Generationen eingebürgert... Neid und Missgunst gehören neben Machtstreben und Besitzgier zu den häufigsten Triebfedern menschlichen Verhaltens.

Die Basler Untertanen auf dem Lande hatten sich 1798 als Erste zu freien Schweizern ausgerufen. Dank den von Peter Ochs mit erheblichem persönlichem Einsatz geförderten Schulen<sup>79</sup> wuchs eine ländliche Elite heran, die sich in der Regenerationszeit von den hochmütigen «Teig»-Herren in der Stadt nicht beiseite stellen liess. Die Bauern und Seidenbandweber rebellierten und gewannen militärisch die Oberhand. Die blutigen Auseinandersetzungen wurden eidgenössisch geschlichtet, Basel-Land von Basel-Stadt abgetrennt, beide als neue Halbkantone definiert. Bei der Stadt blieben einzig ein paar rechtsrheinische Gemeinden wie Riehen. Ihres Hinterlandes verlustig, zwischen Frankreich und Deutschland eingepresst, wurde es in der sich industrialisierenden, stark wachsenden Stadt enger und enger; mit andern Worten, die Distanz zwischen dem Brett und dem Kopf wurde immer kürzer.

<sup>74</sup> Clavel-Respinger, Alexander und Fanny: Das Buch vom Wenkenhof, mit einem Vorwort von Carl J. Burckhardt. Basel 1957. S. 72–81. >(Wenkenhofbuch).

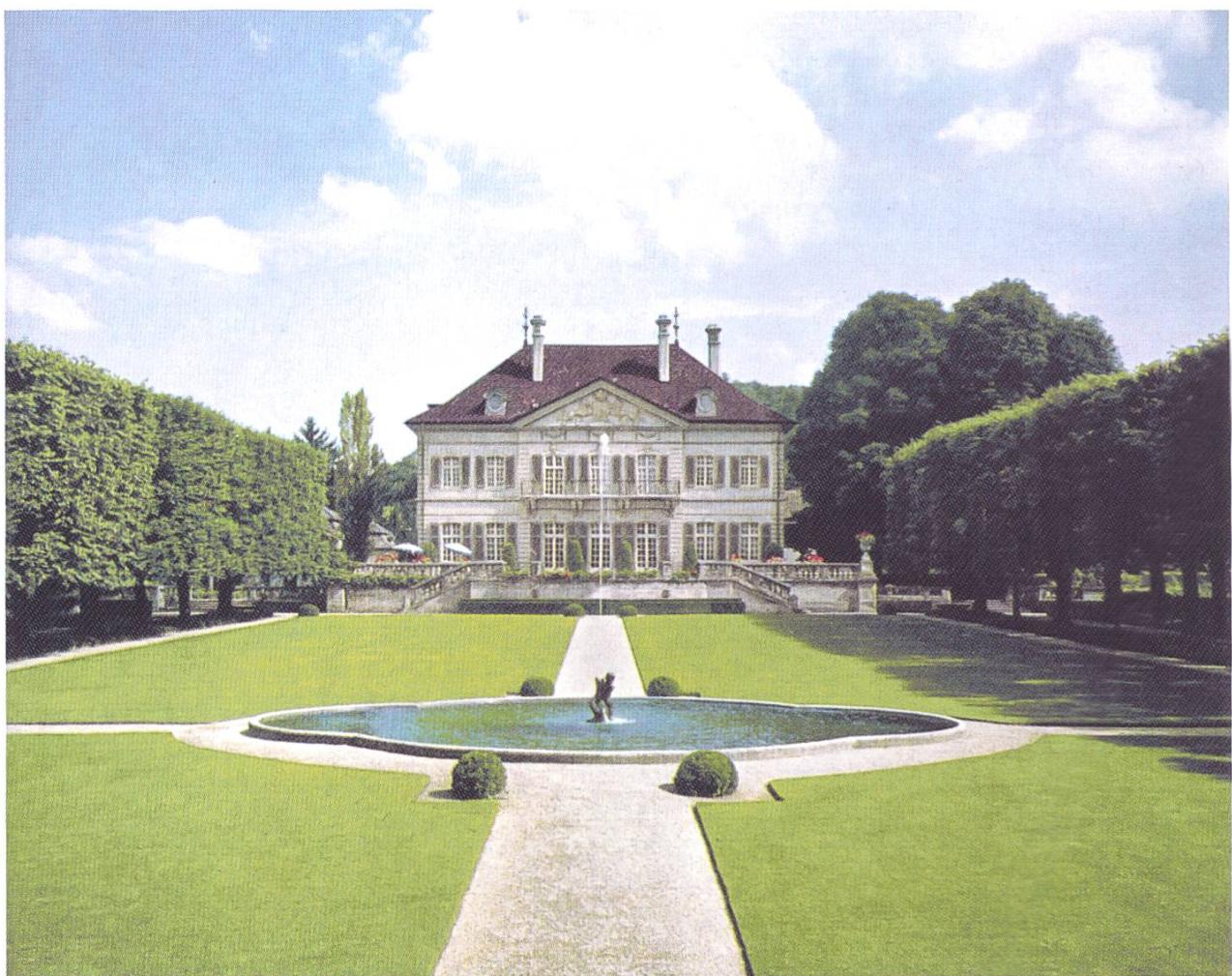
<sup>75</sup> 30.5.1883–9.2.1967, etwas später nannte sie sich Fanette.

<sup>76</sup> Vgl. Fassbind, Rudolf: Die Schappe-Industrie in der Innerschweiz. Ein Beitrag zur schweizerischen Wirtschaftsgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts. Stans 1950.

<sup>77</sup> 1901 war er in die väterliche Firma eingetreten, 1902 Fusion mit der Färberei Lindenmeyer, welche eine Seidendruckerei besass. 1912 hiess die Firma «Färberei & Appreturgesellschaft vorm. A. Clavel und Fritz Lindenmeyer A.G.» 1916 eröffnete er mit den Brüdern Dreyfus in GB und F Fabriken für chem. Lacke und Kunststoffe, die u.a zum Imprägnieren von Flugzeugen eingesetzt wurden, 1918 auf Friedensprodukte umstellten: Kunstseide.

<sup>78</sup> Raith, Michael: Die Besitzer des Wenkenhofes (vorläufige Liste). In: z'Rieche 1984. Ein heimatliches Jahrbuch. – Wenn hier vom Wenkenhof die Rede ist, handelt es sich stets um den sog. Grossen oder Neuen Wenken, den Alten bzw. Kleinen Wenken besass Alexander Clavel nur 1931–1932.

<sup>79</sup> Ochs. S. 153f.



Wenkenhof mit Gartenbecken und Springbrunnen (aus dem Wenkenhofbuch)

Die Clavels dagegen hielten sich jedes Jahr mehrmals in Paris und London auf, verbrachten Winterferien in St. Moritz, Frühlingsferien in Cannes und gaben da zwischen auf dem Wenkenhof fürstliche Feste zum Vergnügen ihrer Freunde aus aller Welt – und zur Entrüstung der baslerischen Sparsamkeitsfrömmel. Mochten diese auch göttliche Strafen auf solch heidnisches Treiben herabrufen, den hämisch erwarteten Konkurs erlebten sie nicht, weil Alexander Clavel, dank französischer Ausbildung mit den intimsten Geheimnissen der Pariser Modeschöpfung vertraut, imstande war, diese zu seinen Gunsten zu beeinflussen.

### Spiritistische Sitzungen

Die Fürstin Thurn und Taxis war sehr angestan von parapsychologischen Phänomenen und hatte auf Schloss Duino – wo Rilkes erste Duineser Elegien entstanden sind – eine Reihe spiritistischer Sitzungen abgehalten, über die Rilkes Protokolle erhalten sind.<sup>80</sup> Es scheint, dass Rilke den Kontakt mit dem Totenreich umso mehr suchte, als er von dort Inspirationen für sein Werk erhoffte. Bereits im Anschluss an Rilkes Lesung in Stoecklins Atelier kam es zu einer spiritistischen Sitzung, wie uns Niklaus Stoecklins spätere Frau, Elisabeth

Schnetzler, überliefert: «In später Stunde kam man auf allerlei geheimnisvolle Wahrnehmungen und Geräusche zu sprechen, und es wurde angeregt, einmal das Tischleinrücken zu versuchen. Die gehobene Stimmung wurde aber durch ein paar nüchtern-realistische Bemerkungen meines Mannes gestört, und der Störenfried entfernte sich. Nach seinem Weggehen sei eine wundervolle Verständigung und Bewegung zustande gekommen, sagte man ihm später.»<sup>81</sup>

Vortrefflich zu spiritistischen Versuchen eignete sich der Wenkenhof, zumal sein Erbauer Zaeslin – auch er ein «Vergeschwender» – im Geruch stand, sich von Zeit zu Zeit als Gespenst zu zeigen. Fanny Clavel berichtet: «Ein andermal weilte Rilke mit Burckhardt und meinem Schwager Gilbert Clavel<sup>82</sup> auf dem Wenkenhof. Diesmal wollte er ‹Tischrücken› mit uns spielen; er glaubte an Erscheinungen aus der übersinnlichen Welt; er wollte den Wenkengeist sehen oder wenigstens seine Gegenwart verspüren. Der Tisch bewegte sich und gab uns merk-

würdige und absurde Dinge zu verstehen, unter anderem, mein Mann werde übers Jahr von seinem Diener umgebracht werden. Das hat Rilke in der Folge stark beunruhigt; ein Jahr später telephonierte er mir aus Sierre, wo er das Schlosschen Muzot bewohnte, und erkundigte sich nach meinem Mann.<sup>83</sup> Er sei in grosser Sorge, denn er müsse immer an die Weissagung des Tischgeistes denken. Zum Glück konnte ich ihn beruhigen; es gehe meinem Mann ausgezeichnet und unser Diener sei ihm treu ergeben. Der Gedanke an den Wenkengeist hat aber Rilke immer wieder beschäftigt; er arbeitete die Genealogie des seligen Herrn Zaeslin für mich aus und deutete die Schicksale seines Geschlechts in feinsinniger Weise. [...]

An jenem Abend war es wiederum sehr spät geworden; die Gäste entschlossen sich, bei uns zu übernachten, und da die Fremdenzimmer schon besetzt waren, mussten wir Rilke in meinem Boudoir auf einer Couch installieren. Am anderen Morgen bemerkte ich ihn schon früh im

<sup>80</sup> TT S. 897–914; vgl. PT 103–108. –Vgl. auch Simon, Tina: Rilke als Leser. Untersuchungen zum Rezeptionsverhalten. Ein Beitrag zur Zeitbegegnung des Dichters während des Ersten Weltkriegs. Frankfurt a. M 2001. S. 261–275 >(Simon)

<sup>81</sup> BSF S. 720.

<sup>82</sup> Von der ««Magie» des Grafen Gilbert Clavel ist auch bei Paul Zoe die Rede: «Magie/ Positano mondversilbert,/ Sitz des Grafen Gilbert./Wogen drohen, spritzen,/mit Wünschelrute Witzen/ Gott Kubismus Frauen, / besänftigt er das Grauen./ Paris Berlin Türkei,/ alles strömt herbei,/ denn im alten Räubernest/ ist jetzt alle Tage Fest.»; Gilbert Clavel besass in Positano den Torre di Fornillo, s. Wenkenhofbuch S. 196.

<sup>83</sup> Ein Jahr später war Rilke noch nicht auf Muzot, sondern auf Schloss Berg, erst im Januar 1924 kam Frau Clavel auf jene Begebenheit zurück: «Ich musste Frau Wunderly den Diwan zeigen, auf welchem Sie einst übernachtet haben, wissen Sie noch?, und sie wollte auch wissen in welcher Ecke wir ‹Tischrücken› gespielt hätten. Ich muss gestehen, dass ich oft an die schreckliche Weissagung des bösen Tisch-Geistes gedacht habe, und ich war während des ganzen Monats März 1923 etwas nervös. Gott sei Dank hat sich gar nichts ereignet, u. es gab keinen bösen Diener, der dem Leben meines Mannes nachstellen wollte.» (SLA, R.M.R. Ms. B 50. 8, Brief von Fanny Clavel «Wenkenhof, Riehen bei Basel, d. 6.I./24» an Rilke. Rilke antwortete darauf: «NB: Auch ich habe das Datum des März 1923 nicht vergessen gehabt, und war erleichtert, als es ohne irgend ein Unheil vorbeigegangen war.» (Brief vom 9.I.1924 >BSF S. 388.).



Fanny Clavel, Porträt von Jean Gabriel Domergue (aus dem Wenkenhofbuch)

Garten; er ging in seinem Smoking in der Lindenallee spazieren. Ich rief ihn zum Kaffee und frug ihn, ob er gut geschlafen habe, worauf er lächelnd erwiderte: ‹Nein, gar nicht; es wäre auch zu schade gewesen. Ich hatte ja so viel zu tun mit

Umsehen. Alle Ihre Schränkchen, Schubladen und Toiletten-Tischchen habe ich geöffnet; an all Ihren Büchschen und Flacons habe ich gerochen! Aber seien Sie unbesorgt; es ist alles in schönster Ordnung geblieben!›<sup>84</sup>

Und noch ein drittes Erlebnis mit Rilke hat uns seine Sensibilität fühlen lassen: Wir übten uns in Suggestion; einer von uns musste jeweils im Flur warten, bis die übrigen ausgemacht hatten, was er tun sollte. Die Reihe kam an Rilke; ich holte ihn wieder ins Zimmer und berührte sein Handgelenk, ganz ohne Druck. Wir alle dachten dabei angestrengt an seine Aufgabe. Und siehe da: Er war ein ausgezeichnetes Medium; ohne zu zögern, näherte er sich der Uhr, die auf dem Kamin stand, und rückte den Zeiger um eine Stunde vor. Das Experiment glückte auch umgekehrt; Rilke führte mich – ein unglaublich starker Wille ging von ihm aus – und ich verrichtete genau, was man von mir wollte.<sup>85</sup> Wie gut wir aufeinander eingespielt waren, zeigte sich auch bei einer anderen Gelegenheit, als ich, von Rilke geführt, im hinteren Ritterhof, dem Hause Hans Von der Mühlis, mit verbundenen Augen auf eine Bücherwand zuschritt und nach kurzem Zögern mit dem sicheren Gefühl, dass es das Richtige sei, ein Inselbändchen herauszog: das ‹Marienleben›. Ich erhielt hierauf das Büchlein als Geschenk von ihm, mit einer gehaltvollen Widmung. Auch manches andere Buch in der Wenken-Bibliothek, mit deren Aufbau er sich in zahlreichen Briefen immer wieder beschäftigte, ist durch Verse oder Dedikationen in seiner nach

Form und Inhalt gleichermassen vollen-deten Schrift ausgezeichnet.»

Diese Sitzung muss in Rilkes letzter Basler Zeit stattgefunden haben, am 20. Oktober 1920.<sup>86</sup> Er schrieb Frau Clavel am folgenden Tag: «Liebe Gnädigste Frau, lassen Sie mich nun noch einmal, weniger blindlings diesmal, ja sogar in der vollkommensten Absicht nach dem kleinen Buch greifen, zu dem Sie mich gestern abend mit überwiegendem Willen geführt haben. Nicht als ob ich es als Beitrag zur künftigen Bibliothek empfahle: die wird sich aus sorgfältigeren Drucken zusammensetzen, nur als eine Ihnen irgendwie freundliche Gegenwart möchte ich es von Ihnen aufgenommen wissen. Ich warf mir noch nachgehend vor, Sie gestern nicht nachhause gebracht zu haben: wie schön muß Ihre Fahrt durch die Herbstnacht gewesen sein! Aber ich stand unter dem Gewicht einer sehr empfindlichen Müdigkeit und hatte vor mir diesen geschäftigen heutigen Tag –, an dem eine Menge zu besorgen und zu erledigen ist.»<sup>87</sup> Nach seiner Darstellung wäre er bei diesem Versuch das Medium gewesen, haben sie auch diesen Versuch in umgekehrter Besetzung wiederholt oder hat Fanny Clavel bei der Aufzeichnung ihrer Erinnerungen (drei Jahrzehnte später) die Personen verwechselt?

<sup>84</sup> Diese Schilderung mit Rilkes Quodli-Schlafsofa-Nacht zu identifizieren wäre naheliegend, nur scheitert sie an der Tatsache, dass er damals Carl J. Burckhardt noch nicht kannte.

<sup>85</sup> Rilke erinnerte sich an dieses Experiment in seinem Brief vom 24.2.1924 zurück: «Lorsque, dans notre jeu, je vous ai guidé, tenant votre main, par la pensée constamment communiquée, vers cette pendule dont, selon notre décision, vous deviez remuer les aiguilles.» (Nr. 228, S. 398.) Rilke behauptete von sich: «Ich bin, zum Glück, medial vollkommen unbrauchbar», RCh I.410.

<sup>86</sup> «... im Herbst, als wir gemeinsam an dem verschwenderischen aber doch eben schönen Hause dinierten, soupierten und schliesslich auch noch frühstückten...», schreibt Rilke am 7. Februar 1921 an Thankmar von Münchhausen, der dort Bibliothekar werden sollte (Storck, Joachim W.: Rilke / Briefwechsel mit Thankmar von Münchhausen 1913 bis 1925. Frankfurt/ M und Leipzig 2004. S. 117 >( BTvM).

<sup>87</sup> BSF Nr. 70, S. 118.

Über eine frühere Sitzung hat er selber berichtet: «Dass ich aber auch heute im Ritterhof übernachtet habe, hat noch einen besonderen Grund: eine «spiritistische» Séance, mit Buchstabenschreiben mittels eines Glases bei dem jüngeren Stöcklin,<sup>88</sup> dem Betz, Francisca, ein junger Mensch, Angela und ich beiwohnten. Es wurde spät, können Sie denken, halb zwei, und für A. [Angela Guttmann] war es gefährlich, denn die Stimmen ihres Unterbewussten (es war sichtlich, dass es die waren) schlügen gleich hohen Flammen aus ihr.»<sup>89</sup> Rilke schrieb später darüber an Francisca Stoecklin: «Auch ich habe übrigens damals bedauert, dass unsere merkwürdige séance diese Ablenkung und unbekerrschte Beeinflussung erfuhr –, sie wurde dadurch nicht weniger unheimlich, aber aus dem Gebiet des exakten und gehorsamen Versuchs waren wir alle mit einem Schlag ausgewiesen! Ob Sie noch manchmal zu dergleichen Experimenten sich in dem kleinen Nebenraum des alten Gerichtshauses zusammenfinden?»<sup>90</sup> Das Gerichtshaus von Klein-Basel stand an der Stelle des späteren Café Spitz,<sup>91</sup> Niklaus Stoecklin hatte darin früher dort ein Atelier in einem Nebenraum.

## Beginn mit Rückblick

Nach vier Tagen auf dem Ritterhof bezog Rilke den *Schönenberg*. Es handelte sich um einen Bauernhof mit einem ans Pächterhaus angebauten Herrschaftsteil. Seit dem Mittelalter pflegten wohlhabende Städter in der Schweiz Bauernhöfe zu erwerben, teils als Geldanlage, teils um sich selber mit Lebensmitteln und Brennholz zu versorgen und oft auch als Sommerfrische. Sofern man dafür nicht einen eigenen schlossartigen Bau errichtete, wie etwa den Wenkenhof, baute man das Pächterhaus mit einem Herrenteil zur eigenen Bequemlichkeit aus. Mit der Pächterfamilie ergaben sich vielfältige Beziehungen, oft über Generationen hinweg. So auch auf dem Schönenberg zwischen Pratteln und Frenkendorf.

Erbauer war um 1767 der Basler Handelsmann Johannes Zäslin-Sarasin.<sup>92</sup> «Im Jahre 1769<sup>93</sup> fügte er dem Alphofe einen Nebentrakt mit Sommerwohnung an und zog dessen Laube auf der Hofseite um die ganze Fassade bis an den Giebel des Hauptbaus. Den zur Sennerei mit zwölf Kühen angewachsenen und aus einem Wohnhaus mit Lehenwohnung, zwei

<sup>88</sup> Peter Stoecklin 1905–1976. – Niklaus Stoecklin, der solches nicht schätzte, weilte im Frühling 1920 in Italien, vgl. Vögele S. 67.

<sup>89</sup> NWV S. 247f. vom 5.6.1920. – Tina Simon gibt irrtümlicherweise an, es habe sich um Regina Ullmann gehandelt (Simon S. 271)

<sup>90</sup> BSF S. 194.

<sup>91</sup> Gehört heute zum Hotel Merian.

<sup>92</sup> 1725–1798, Begründer der Industrieanlagen Nieder-Schöenthal.

<sup>93</sup> Die Jahrzahl findet sich noch an der Mauer der Westfassade; Rilke schreibt: 1764.

<sup>94</sup> Heyer, Hans-Rudolf: Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Landschaft, Bd. II. Der Bezirk Liestal. Basel 1974. S. 390f.

<sup>95</sup> 1912 abgebrannt und ersetzt.



Der Schönenberg.  
Rilke bewohnte den  
Saal (Musikzimmer)  
hinter den Fenstern der  
Nordfassade.  
Fotos: Peter F. Kopp

Scheunen, zwei Stallungen und Waschhaus bestehenden Hof übernahm 1798 sein Sohn Johannes Zäslin Thurneysen.»<sup>94</sup> 1812 wurde an der Ostseite ein neues Ökonomiegebäude,<sup>95</sup> 1814 eine Scheune mit Einfahrt auf der Südseite des Hauptgebäudes zugefügt. 1848 erwarb Carl Burckhardt-Vischer, der Grossvater von Carl J. Burckhardt und Dory Von der Mühl-Burckhardt, den Alphof.<sup>96</sup>

Ich gehe davon aus, dass Rilke von Carl J. Burckhardt als faktischem Hausherrn dort eingeführt wurde; dieser erzählt: «Am nächsten Tag spazierten wir, er und ich allein, im Wald hinter dem Schönenberg. Da erzählte er mir seine ganze

schwere Kindheit: wie seine Mutter bis zum achten Jahr ihn als Mädchen erzog in seidenen Kleidchen mit langen gebrannten Locken, wie einem Vertrage zwischen den in freudlosem Gespanntsein lebenden Eltern gemäss er sodann, am achten Geburtstag, der Erziehung des Vaters verfiel, und wie der Vater ihn von diesem Tage an in die Kadettenschule steckte, wo er die seidenen Kleidchen mit der Uniform vertauschte. Nun begann eines jener Schulmartyrien, wie sie der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts eigen sind, furchtbare Quälereien der älteren Kameraden bis zu sadistischen Szenen, schreckliche Übergriffe vor allem des Deutschlehrers, den Rilke nie ohne Ab-

<sup>96</sup> Seine Söhne erbauten um 1880 noch ein villenartiges Herrschaftshaus, das offenbar schon in den 1920er Jahren nicht mehr benutzt, 1959 von den nunmehrigen Eigentümern Paul und Maja Sacher-Stehlin abgerissen wurde. Dagegen wurden Pächterhaus und Herrenstock damals restauriert.



scheu erwähnen konnte, dann Rilkes Zusammenbruch, Zustände der Hellsichtigkeit, die sich der Westphalschen Krankheit näherten, ausgenützt auch diese Zustände zu rohem Spiel der Kameraden, und dann die Lähmung des Körpers während vielen Monaten; die langen Tage im Lazarett der Schule, und dort die frühe lyrische Inspiration. Vorher noch ein eigenümlicher Vorgang: einmal, nach dreijähriger Schulzeit, gab der Vater die Erlaubnis, Weihnachten zu Hause zuzubringen; zum ersten Male sollte ihm ein Wiedersehen mit der Mutter vergönnt sein, der Mutter, die damals alles für ihn bedeutete. Der kleine Rilke hatte nun, mit dem überaus zierlichen Ordnungssinn, der ihn zeitlebens aus-

zeichnete, seinen kleinen Koffer gepackt, er hatte ihn, wie der Wagen vorfuhr, der die Kadetten zur Bahn bringen sollte – offen noch –, über zwei Stühle gelegt, seine ersten Gedichte, wohlgeschrieben, lagen da über den reinen Hemden, die Tinte in der verschlossenen Flasche, das Zahnpulver in der Glasschachtel: da kam der ältere Kamerad, der Rilke am meisten zu quälen pflegte, und mit einem Fusstritt warf er das Gepäck von den Stühlen, so dass Tinte und Zahnpulver vermischt in Kleider, Hemden und die schönverwahrten Schriften floss.» Aus anderer Quelle ist zu ergänzen, dass Rilke den Kroaten wütend schüttelte, mit einer Kraft, welche die Zuschauer erstaunte, und ihm zuschrie: «Und ich fahre doch nach Hause

<sup>97</sup> Aus dem Notizbuch von Hermine Pröschel. In: Ebneter, Curdin: Rilke im Wallis. Sierre 2000, S.17. – Bei Carl J. Burckhardt lautet die Stelle so: ««Da habe ich», sagte Rilke, «zum ersten Male nicht geweint, ich sagte nur: auch du wirst nicht verreisen, und ich spürte, dass eine Kraft von mir ausging.» Der Kamerad machte einen Schritt, achselzuckend, er fiel hin und brach sich den Oberschenkel. «Von da an wurde ich mir bewusst, was in mir war» sagte Rilke zu mir.»

und Du wirst nicht fahren!» Dieser fiel die Treppe hinunter und brach sich ein Bein; Rilke wurde fortan in Ruhe gelassen, ja galt als Hellseher.<sup>97</sup> «Auch wie er aus der Schule entwich, wie er durch eine Fügung wieder zu der Fürstin Taxis kam, die sein äusseres Leben ermöglichte, es in die Breite, in die reiche gestufte alte Welt einführte, all das erzählte er mir damals. Hier nur noch dies, einen idyllischen, fast sentimentalnen Zug will ich erwähnen, an dem er mit grösster Liebe hing: wieso die Begegnung mit der Fürstin ein ‹Wiederbegegnen› war. In der Zeit, da Rilke noch bei seiner Mutter lebte, in seinem sechsten Jahr, besaß er ein weisses Kaninchen. Einmal, da er mit der Mutter zur Kur in einem dieser altmadischen, kleinen böhmischen Bäder weilte, erkrankte das Tier. Rilke war untröstlich. Das Bad lag in einer der Thurn- und Taxischen Gutsherrschaften. Wie einmal die Fürstin vorüberging und Bauern mit allerlei Bitten sich an sie wandten, riss der kleine Rilke sich von der Hand seiner Mutter los, lief zur Fürstin, von der er eine höhere Macht erwartete, und bat sie, seinen Hasen zu heilen. Diese kleine, komische und rührende Kindergeschichte blieb ihr im Gedächtnis, und so war sie denn, wie einmal irgendeiner den armen jungen Lyriker vor ihr erwähnte, aufgeschlossen und bereit.»<sup>98</sup>

Burckhardt kannte manche mit Rilke verbundenen Persönlichkeiten, hatte in seiner Münchner Studienzeit Clara Rilke gesehen, zweifellos hatten Rilke und sein

Gastgeber sich viel zu sagen, es entstand ein freundschaftliches Verhältnis.<sup>99</sup>

## Auf dem Schönenberg

Von diesem Rückblick scheint in uns bekannten Briefwechseln Rilkes nichts auf. Er schrieb am 3. März an Nike: «... ich fuhr mit dem Zuge von fünf Uhr dreizehn vom baseler Bahnhof ab und war um sechs oben, in meinem jetzigen Hause. Der ‹Saal› ist viel länger als dreizehn Schritte, nimmt den ganzen Flügel des rechtwinklig abgebogenen Landhauses ein, das von 1764 stammt. Sie würden es sehr lieben. Die Möbel sind alt und angestammt, an den Wänden viele alte Kupfer, Landschaften und Bildnisse, die Namen David Hess, Salomon Landolt und mehrere andere (mit der burckhardtschen Verwandtschaft zusammenhängend) sind mir in Tagen auf dem ‹Ritterhofe› vertraut geworden, – nun find ich hier Abbildungen, Bücher und Schriften, die sich auf diese Männer beziehen, – der geräumige Schreibtisch, an dem ich (eben zum ersten Mal) schreibe, gehörte auch einem Vorfahren, einem Professor Steffensen (Philosophie-Professor in Basel), der an ihm Sonette Michelangelo's übertragen hat! Eine melodische Uhr, die auf einem Empire-Spinett steht, schlägt meine Stunden, von den heiteren Saal-Fenstern gehen allerdings drei gegen Norden, umso heller liegt die besonnte Ferne und Thalschaft vor ihnen, die Schmalseiten mit dem West- und Ostfenster gönnen dann

<sup>98</sup> Memorabilien S. 338–340 – Die Fürstin schreibt in ihren Erinnerungen, sie glaube damals abwesend gewesen zu sein, die Dame, an welche sich der Knabe wandte, war eine Freundin von ihr. Die Fürstin berichtet, Rilke habe sich im Schloss bei ihrem Mann gemeldet, ihm seine kindlichen Gedichte überreicht und vorgelesen, dieser habe ihn aber dann vergessen. PT S. 29ff.

<sup>99</sup> Bei der Beurteilung von Burckhardts späteren Aussagen über Rilke sollte bedacht werden, dass namentlich seine Erinnerungen nicht von ihm zur Druckkreife vorbereitet werden konnten und dass er von sich selber sprach als von einem «stark in sich gebundenen und eher zu harten und wegwerfenden Schlüssen als zum Erdauern, Erarbeiten oder Erbitten hinneigenden Individuum» (Memorabilien, S. 239).

auch mir unmittelbares Sonnenlicht, ja das östliche Fenster wird noch jetzt, von der fast schon mittäglichen Sonne gestreift, ein glückliches Sonnenband breitet sich schräg über das Fensterbrett, ein Glas mit Weidenkätzchen und zwei gelben Narzissen steht mitten darin. Die Schmalheit des Saales (er hat eine hellblaue Tapete, mit einem weiss eingefasssten doppelten Blauband senkrecht abwärts gestreift) erlaubt nur ein Nacheinander der Einrichtung: am Ostfenster beginnt's mit dem Wohnzimmer: Kanape, runder Tisch, Fauteuil, zwei Voltaire-Sessel; zwischen dem ersten und zweiten Nordfenster (die Zwischenwände sind sehr breit) ist das alte Instrument zu denken, darauf eine Louis-Quinze-Pendule in grün-goldenem Gehäus, an der Längswand gegenüber der Steffensen'sche Schreibtisch, ein gelehrtes Möbel, mit schwarzer Lederplatte und einem vielfächerigen Aufsatz (daneben ein weisser kleiner Kachelofen); der Zwischenraum zwischen den anderen Fenstern ist von einem behäbigen Biedermaier-Sofa eingenommen, vor dem der ovale Esstisch steht, die äusserste Ecke nimmt ein kleiner Fensterplatz ein, während wiederum gegenüber ein halbrunder Empiretisch als Anrichte dient; über ihm öffnet sich ein Schiebefenster zur Küche; das West-Ende des Saales bildet etwas wie einen kleinen Vorraum für sich, eine breite flügellose Thüröffnung verbindet ihn mit dem übrigen, ein Pianino steht dort, v. d. Mülls benützen ihn als Musikzimmer. Dort ist auch die Eingangsthür, mündend in den erst verglasten, dann in rechtwinkliger Umbiegung offenen Gang, an dessen letztem Ende

(mit zwei Gangfenstern und einem gegen Westen), in weiter Wanderung zu erreichen, das freundliche (quadratische) Schlafzimmer liegt».<sup>100</sup> Den «offenen Gang», den Rilke anspricht, meint die heute geschlossene Laube, die sich am Flügelbau fortsetzt. Rilke wohnte im Saal hinter der Nordfassade des Hauptbaus, 10,72 Meter lang, sein Schlafzimmer lag jedoch am andern Ende der Laube, hinter der Westfassade des Flügelbaues, wie anhand der Pläne der Denkmalpflege festzustellen ist.<sup>101</sup>

Rilke schrieb dies nicht auf dem Schönenberg, sondern in Basel, wo er sich in der Konditorei Spillmann bei der Rheinbrücke auf den Besuch beim Zahnarzt stärkte, wie er am folgenden Tag gestand, und hinzufügte: «...Gestern sagt ich nichts vom Thal, es ist weit offen, mit entfernten Lehnen, Ortschaften drüben, nicht eigentlich schön, viel Industrie verstörts, nur die Weite ist grossmütig. Pratteln ist ein zerrissenes lückiges Dorf, aber sein Kirchthurm hat ein Storchennest und (Nike: sehen Sie's?) eine Uhr mit blauem, meilen-blauem Zifferblatt (nur ists über ein Fenster gemalt.)»<sup>102</sup>

Es gefiel ihm: keine «dummen Berge» wie in Soglio, nicht zu abgelegen: «Sonst sind die Berge nicht vordringlich hier, das erste Mal in der Schweiz, dass ich wieder ein rechtes Gefühl der Weite aufbringe, der Ausblick ist der offenste ins Rheintal hinein, über Hänge, Wege, Ortschaften... Pratteln, ein unzusammenhängend industriell zerstreutes Dorf ist die Bahnstation, von dort gehen fast ständig Züge nach Basel, in etwa zwölf Minuten ist

<sup>100</sup> NWV S. 167–169.

<sup>101</sup> Dem Amt für Denkmalpflege des Kantons Baselland zu Liestal danke ich für die bereitwillige Unterstützung.

<sup>102</sup> NWV S. 172.

man in der Stadt. Der Aufstieg zum Gut braucht etwa eine halbe Stunde, aufs Bequemste gerechnet.»<sup>103</sup>

## Frieren im Sommerhaus

«Liebe, alles hat sich verändert um mich – wie sehr, nur nicht Klima, ich gehe hier ohne Mantel, wie zuletzt in Locarno/es ist eine Art Sommerlichkeit, mit der die Pächtersleute auf dem Schönen-Berge arg unzufrieden sind, denn das Alles scheint eine bedrohliche Trockenheit ihrer Felder zu bedeuten, und wenn unsreiner diese Tage als ein überholendes Geschenk hinzunehmen geneigt ist, so empfinden sie sie als unpassend und unzeitgemäss und thun ihre fällige Arbeit in Besorgnis», hatte Rilke bei seiner Ankunft geschrieben.<sup>104</sup>

Doch das südlich milde Wetter hielt nicht vor, Rilkes Stimmung auch nicht. «Ach, Liebe, ich hab kein Recht, es zu beschönigen und einen anderen Namen dafür vorzugeben: Trägheit, nichts als Trägheit ists, was mich seit Sonntag in seiner Macht hat, vollkommene Trägheit – ich schlafe an die zwölf Stunden, meine Natur giebt nach. [...] Sonntag regnete es so sanftmüthig ein, das hatte eine sonntägliche Milde, aber gestern erwachte man in den Schnee, das ist, merk ich schon eine Art Aufgabe, wenn das auf dem Schönen Berge passiert, denn erstens steht gleich die Frage vor einem, wie man's thut sich warm zu halten in meinem Saal, und, wenn man überdies auch noch in die Stadt soll, so ergiebt sich dringend die zweite Frage, wie das durch den Schnee zu leisten sein möchte. Hinein gings noch eben, ich kam sogar leidlich unten an, aber

zurück gegen Abend, da stapfte man sich bis weit über die Knöchel in die wunderbar unberührte Oberfläche der verkleideten Landschaft, ich brauchte mehr als eine Stunde, um vom Ort hinauf zu gelangen. Es ist alles ein bischen schwierig hier und anfordernd und erfordert muntere Kräfte, als ich gerade zur Verfügung habe, – wider die Kälte im Saal giebt's nur eines –: hinaus und einen tüchtigen Weg, aber gerade das ist einem nun verwehrt, durch die Ungangbarkeit des tiefen Schnees nach allen Seiten –, und wenn das Thauen eintritt, so wird die Umgebung davon nicht weniger unwegsam. Ach, Liebe, es macht mich alles ein wenig rathlos, alles zusammen, ich biege und biege an diesem Aufenthalt zurecht, ihn mir anzupassen, aber es ist, wie wenn man sich zu ein paar fertigen Schuhen entschliessen soll: fast passen sie, aber nur, wenn man in ihnen stillsitzt, das Gehen ist etwas ganz anderes und erweist sich als eine nicht recht traitable Angelegenheit. Ich fürchte, es passt nicht, es strengt mich an, hier oben zu sein, ich begreife nicht recht wozu, ein bischen wie eine Deportation kommt mir vor, ich wache auf mit einem: Warum?, wenn ich auch noch sosehr mit dem Vorsatz mich niedergelegt habe, dass das hier nun das Natürliche sei. Dies ist umso fataler, als die guten v. d. Mülls, Beide, alles für mich thun und Frau Burckhardt selbst auch, es kommt gar nicht bis zur Aussprache irgendwelcher Bedürfnisse, sie rathens schon zuvor, z. B.: ist jetzt vor das mittlere der Saalfenster noch ein sehr guter Arbeitstisch gestellt worden, nicht etwa, dass die Suggestion der steffensen'schen Vergangenheit unüberwindlich gewesen wäre, aber an jenem Platze dicht neben dem Ofen wurde man so einseitig

<sup>103</sup> SLA R.M.R. Ms Bq. 2.1-46 Nr. 11 an Gudi Nölke, 4.3.1920.

<sup>104</sup> NWV S. 167.

heftig angewärmt, – es erfüllt sich alles im Handumdrehen, aber das ganze bleibt doch mühsam und fremd, einfach weil dieses Haus den Sommer um sich haben müsste, um sich an einen anzuwenden. Ich brauche viel Wärme, nichts stellt sich mir lebhafter als Heimathlosigkeit dar als Frierenmüssen, und gewisse Beschwerlichkeiten finden mich hülfloser als irgendeinen, wenigstens in diesem Moment.»<sup>105</sup>

Die Kälte verfehlte ihre Wirkung nicht: «...gestern aber lag ich den ganzen Tag in der Sonne, zugunsten meiner Gesundheit, denn eine Erkältung, die ich mir in den kalten Tagen in diesem sommerlich-leicht gebauten Landhaus zugezogen hatte, schlepppt sich in meinem Körper auf und ab und bereitet mir einen weit ins Gemüth hineinreichenden Malaise.»<sup>106</sup> Noch Anfang Mai beklagt er sich: «Die Kälte in meinem Saal zwingt mich, diesen kleinen Brief abzuschliessen.»<sup>107</sup>

### Ablenkende Unterbrüche

Angela Guttmann, der Rilkes «Sakrament der Trennung» innerlich noch nicht zuteil geworden war, geisterte weiter durch sein Leben, beschäftigte ihn manigfaltig, ob sie nun leibhaftig da war oder nicht.

Obschon sich Rilke auf den Schönenberg zurückgezogen hatte, um in der Einsamkeit konzentriert zu schreiben, liess er Besuche zu. Z.B. jenen des Verlegers

Rentsch aus Erlenbach, den er wegen der Publikation einer Arbeit Angela Guttmanns kontaktiert hatte: «Herr Rentsch muss gleich da sein, wenn er nicht längst verirrt ist, oder im Schnee umgekommen.»<sup>108</sup> Rilke gab ihm Post mit für Nike und fragte im nächsten Brief: «Liebe, Herr Rentsch schien mir viel zu gross als Briefkasten, hat er sich denn bewährt, ist mein Briefli zum Guten-Morgen-sagen an Ihrem Bett gewesen?» Und fuhr dann weiter: «Heut ists übrigens wärmer im Saal, man muss den (zu kleinen) Kachelofen dreimal heizen, liesse man ihn beständig in Thätigkeit, so wärs ein unaufhörliches Zulegen, da die Feuerstelle sehr eng ist, und ausserdem, behauptet Anni, platzte er dann. Der ans Fenster gerückte neue Schreibe-Tisch ist eine grosse Verbesserung, denn jeder Aufblick zwischen dem Schreiben gewährt nun die ganze Ferne (durch Ihre rothen Nelken hindurch), während man sonst am anderen Tische gegenüber nur die vielen leeren Fächer steffensen'scher Gelehrsamkeit vor sich hatte. Mais comme je suis peu à mon aise, tout-de-même, warum eigentlich? – Ich frag es mich umsonst, das Haus, die Jahreszeit, alles kommt mir über die Kräfte beschwerlich vor, und die Unsicherheit des trüben Gemüths, in dem ich nicht eines halben Schrittes weit vor mich sehe, wirkt (wie's immer bei mir geschieht) ins Körperliche zurück und schafft so und so viel Übelstände. Eine Müdigkeit. Vor dem Einschlafen sag ich mir immer nur diese Verszeile: De la douceur, de la douceur, de la douceur ...»<sup>109</sup>

<sup>105</sup> NWV S. 173–175.

<sup>106</sup> An Frau Nölke am 22. März.

<sup>107</sup> An Frau Nölke, 6. Mai.

<sup>108</sup> NMV S. 177.

<sup>109</sup> NWV S. 178f.

Dann sollte Nike selber kommen, Rilke wollte telephonisch mit ihr die Einzelheiten besprechen: «Ich sitze und erwarte, hinunter in die Pächters-Stube ans Telefon gerufen zu werden: denn ich liess ein Gespräch zu Ihnen anmelden dringend –, nun sinds allerdings schon zwei Stunden; denn ob der Brief Sie noch erreicht? Und diese mir sonst so wider-spänstige Verbindung ist ja mehrmals zwischen uns wunderbar geglückt. Vielleicht hör ich Sie plötzlich, in einigen Minuten: ach, Liebe. Hören! Und morgen: sehen, hören, fühlen, wissen, glauben mit allen Sinnen. Liebe: ich will gar nicht sagen, dass es Freude sei –, es sind alle Freuden, die ich in diesem Augenblick meines Lebens zu begreifen und zu fassen wüsste. Keinen Namen dafür.»<sup>110</sup>

Er wartete umsonst, dafür kam unerwarteter Besuch: «Die schwierige Heizbarkeit des Saales hat auf die alle meine Zöggerungen in Einem überspringende Energie der Frau v. d. M. so gewirkt, dass sie, kurz entschlossen, herauskam auf den Schönen-Berg und gestern nachmittag mit Hülfe ihres Mannes und zweier Mädchen alles änderte, ehe ich (Langsamer) noch recht begriff, ob ich solche Neuerungen auch brauchen kann, ob ich ihnen nicht etwa das Frieren im schon halb Angeübten vorzöge. Im Zeitraum einer Stunde war mein bisheriges Schlafzimmer zum Arbeitszimmer umgehandelt, ein anderes Schlafzimmer am langen Gang von Grund aus eingerichtet, – mir schwindelte nur so von lauter mich umschwingender Thätigkeit. Dabei war alles gut gemacht, amüsant, produktiv, von Einfall zu Einfall – (ich behielt v. d.

M'.s zum Abendbrot hier draussen), aber als sie schliesslich fort waren und ich schlafen gehen sollte, fiel mir das ganze doch wie ein neuer grosser Anfang vors Herz. Und heute: ich sitze im Saal, und werde wahrscheinlich wieder herüberstellen, was gestern in die neue Stube ausgewandert ist, zum Glück sinds nur wenige Dinge, wie sollt ich den Saal aufgeben, vollends jetzt, da Sie kommen! Wie rechtzeitig kommen Sie, Nike, es wird ein grosses Berathen einsetzen. Vielleicht nimmt der kleine Ofen sich zusammen, und ich bleibe hier: Sie sollens entscheiden.»

Schon hatte Rilke den Fahrplan studiert, da klappte es doch noch mit dem Telephonieren, Nike wollte mit dem Auto kommen; Rilke beschrieb ihr den Weg, und: «Ich brauche nichts aus Zürich und Sie sollen auch nichts mitnehmen, als viele viele Pelze, denn es wird Schärfe haben im winterlichen Raum vor Ihrer Fahrt.»<sup>111</sup> Sie kam am 14. März, trotz Rilkes Erkältung machten sie einen längeren Spaziergang, den er am folgenden Tag mit dem Hund Prinz wiederholte, sassen dann zusammen am Ofen. Sie mied den Kontakt mit Von der Mühlis, Rilke musste darauf achten, dass diese aus ihrer häufigen Post an ihn keine Hinweise auf sie ziehen konnten.

Gleich darauf war *Thankmar von Münchhausen*,<sup>112</sup> einer der seltenen Duz-Freunde Rilkes, für einige Tage auf dem Schönenberg zu Gast. Rilke hatte ihn als Sechsjährigen in Berlin kennen gelernt, dann 1913 nach dem Abitur in Paris wieder getroffen und war mit ihm herzlich verbun-

<sup>110</sup> NWV S. 181.

<sup>111</sup> NWV S. 182f.

<sup>112</sup> 1893–1979. Vgl. BTvM.

den, namentlich durch zahlreiche gemeinsame Theaterbesuche. Münchhausen war auch bereits schon mit Carl J. Burckhardt und Von der Müllls bekannt, darum hatte Rilke ihn dringend eingeladen. Mit ihm zusammen erlebte Rilke eine Aufführung von Bachs Matthäus-Passion im Basler Münster.<sup>113</sup> Dann brachten Von der Müllls einen Freund Carl J. Burckhardts mit düsteren Nachrichten aus Deutschland.

Am Karsamstag war er wieder in Basel, wie Niklaus Stoecklins spätere Frau Elisabeth, berichtet: «Als junges Mädchen war ich in einer Basler Buchhandlung tätig. Rilke besuchte sie öfters während seines damaligen Aufenthaltes auf dem Gut Schönenberg bei Pratteln. An einem Ostersamstag erschien er noch kurz vor Ladenschluss, verzögerte sich beim Betrachten eines Buches und bat mich dann, ihn auf den Münsterplatz zu begleiten. Die Osterglocken würden dort oben über dem Rhein so besonders schön tönen. Damals war der Platz still und einsam, und wir gingen unter den leicht begrünten Kastanien hin, ohne ein Wort zu sagen. Er schien ganz in Gedanken versunken. Später sagte er leise, wie schön diese Stadt und dieser Platz seien, irgendwie erinnere ihn das an Prag. Er verabschiedete sich plötzlich mit dem Hinweis auf die Abfahrt seines Zuges.»<sup>114</sup> Die Ähnlichkeit mit Prag bezieht sich namentlich auf die Münstertürme, die denen der Thejnskirche gleichen; hier wie dort waren Mitglieder der Baumeisterdynastie Parler tätig.

Man spürt Rilke die Wohltat der Ruhe an, wenn er am Ostermontag (4. April) Von der Müllls schreiben kann: «Da ist es nun ganz herrlich, dass in diesen Wochen niemand etwas Ausserordentliches von mir verlangt, der Saal und seine gleichmässigen langen Tage geben mir alle Freiheit für jene unscheinbare Tätigkeit, die sich bis ins innerste zurückzieht. Urteile ich nach der Freude, die ich fürs Lesen aufbringe, so meine ich doch, es müsse unter soviel Trägheit sich etwas in mir rühren – augenblicklich ersetzt mir die Lektüre fast alle Bewegung, und, wo sie anfängt, mich zu ermüden, thut der Ausblick aus meinen Fenstern ein Übriges: mir ist, als hätte ich bis jetzt nur das fast unbewegliche Gesicht der Landschaft gesehen, so schön es auch schon konnte gewesen sein. Die eigenthümliche Bewegung, Bevölkung und Veränderung der Himmel bringt nun in dieser mir schon bekannten Weite unaufhörliche Vorgänge hervor –, allein schon während dieser wenigen Zeilen, was hat sich alles begeben! Ich würde heute nicht ausreichen, es Ihnen zu beschreiben; eben treibt ein rascher Sturm den Regen aus dem Westen herüber, kurz zuvor war die Sonne da und strahlte in die Ferne hinaus, während alles Nähere schon unter dem grossen Wolkenschatten versammelt lag, von einem Ernst überzogen, der die Verfassung der vielen blühenden Kirschbäume noch unschuldiger erscheinen liess.»<sup>115</sup>

Zehn Tage später erschien Angela Guttman in Basel. Er brachte sie im Hotel «Dreikönige» unter, betreute sie ein paar

<sup>113</sup> Es war erst die zweite ungekürzte Aufführung in Basel, bestritten von meist einheimischen Kräften, ausser einer Sopranistin aus Berlin, dem berühmten Karl Erb als Evangelist und Rilkes Bekannter Wanda Landowska am Cembalo., vgl. Basler Nachrichten vom 19. (Inserat) und 24 März 1920 (Bericht).

<sup>114</sup> BSF S. 719f.

<sup>115</sup> BSF S. 63.

Tage und fuhr mit ihr im Zug bis Zürich mit, um gleich wieder auf den Schönenberg zurückzukehren. Doch einen Monat später war sie wieder da, ebenso drei Wochen darauf, vor seiner Abreise nach Venedig und nochmals in den letzten Juli-Tagen.

Am 28. April kam Nike wieder und fuhr mit ihm in den Zirkus Knie, nach Arlesheim und Dornach, wo er sich über die Architektur des Goetheanums entsetzte.<sup>116</sup> Nike half Rilke den Verkauf einer Skizze Rodins aus dem Besitz Hofmannsthals nach Winterthur zu vermitteln.<sup>117</sup> Einst hatte dieser Rilke finanziell unterstützt, nun war er gezwungen, Kunstbesitz zu veräussern, um sich eine Reise nach Italien und der Schweiz leisten zu können, die ihn auch nach Basel führen sollte.

Am 8. Mai fuhr Rilke mit Frau Von der Mühl nach Arlesheim zur «Quasi-Amerikanerin» Anny Sarasin, am 11. besuchte er Nike in Meilen, am 18./19. Frau Nölke in Bad Ragaz, vom 19.–22. war er Nikes Gast in Meilen, Pfingsten verbrachte er im Grand Hôtel zu Baden; am 5. Juni heisst es: «inzwischen war ich immerzu unterwegs zur Stadt: Hofmannsthal, die Landowska die nun in Händels «Saul» vorgestern und gestern im «Münster» gespielt hat, heute ein Cembalo-Konzert spielt und bis morgen Abend in Basel bleibt...»<sup>118</sup> Über Hofmannsthals Besuch schrieb er der Fürstin Thurn und Taxis: «Vor ein paar Tagen haben wir Hofmannsthal sammt Frau und Tochter hier gehabt, der, als ein Freund Carl Burck-

hardts (in Wien), im Hause Burckhardt-von der Mühl vielfach aufgenommen war. H. bestritt hier alles mit einer neuen, ihm nun geläufigen Redensart, von einer Sache, einem Bild, von Verhältnissen zu sagen: sie seien «mehr als schön», sie seien «anständig». Ich, in boshaftem Unbeschäftigtsein, hatte den Einfall, dieses Urtheil auf seine Umkehrung hin zu prüfen, in der es amüsanter Weise, lautet: etwas ist weniger als anständig, es ist schön...»<sup>119</sup>

Kurz: Es war eher mehr Abwechslung als Zurückgezogenheit. Rilke war wohl an sich ein geselliger Mensch, weltmännisch gewandt, menschlichem Umgang, zumal ähnlich gesinntem, durchaus zugeneigt – sofern ihn nicht die Disposition zum Dichten oder physische oder psychische Indisposition zum Rückzug in die Einsamkeit veranlassten.

## Wartesaal Schönenberg

Rilkes Verbleib in der Schweiz war abhängig vom guten Willen der Behörden, die seine Aufenthaltserlaubnis immer wieder um kurze Fristen erneuert hatten, wobei sich sein häufiger Wohnortswechsel wohl anfänglich vorteilhaft, allmählich aber gefährlich auswirken konnte. Nun war der Kanton Baselland zuständig. Am 19. März begleiteten Von der Mülls Rilke nach Liestal und erreichten eine Bewilligung bis zum Ablaufen seines Passes am 17. Mai. Die dortige Behörde handelte «selbständig und eigenmächtig,

<sup>116</sup> BSF S. 69f. – Es war noch der erste, hölzerne, eben erst fertiggestellte, Bau, der dann am 31.12.1922 niedergebrannte und durch den heutigen ersetzt wurde.

<sup>117</sup> Carl J. Burckhardt stellt dies als seine Vermittlung dar (Memorabilien S. 242), von ihm kam sicher die Idee, doch die Verbindung zu Reinhart lief über Rilke.

<sup>118</sup> NWV S. 247.

<sup>119</sup> TT S. 602 vom 4.6.1920.

ohne sich weiter um Bern und das dortige Fremden-Central-Bureau zu kümmern, an das nur eine Verständigung dieser schon vollzogenen Thatsache von Seiten der Behörde eingesandt worden ist. Eine Verlängerung über dieses Datum hinaus, wird nicht zu erreichen sein, da am 17. May mein für die Frist eines Jahres ausgestellter (deutsch oesterreichischer) Pass abläuft. Wie bald ich mir einen neuen nun tschecho-slovakischen schaffen kann, ist eine Frage, die ich nun recht umsichtig in Angriff nehmen sollte, im Interesse meiner weiteren Zukunft».<sup>120</sup> So schrieb er bereits am 22. März an Gudi Nölke, einen anderen Pass als einen tschechischen hat Rilke überhaupt nicht in Betracht gezogen. Dass Rilke sich für die Staatsbürgerschaft der jungen Tschechoslowakischen Republik entschieden hat und nicht für die ihm ebenfalls zugängliche österreichische, ist von Joachim Storck mit Recht gebührend unterstrichen worden.<sup>121</sup>

Die politische und wirtschaftliche Entwicklung in Deutschland liess eine Rückkehr in seine Münchner Wohnung wenig attraktiv erscheinen. Mitte April schrieb «Rosa, meine Haushälterin, sie käme eben von der Polizei, dort hätte man ihr gesagt, nach dem neuen Gesetz, das die Ausweisung aller nach dem 1. August 1914 zugezogenen Ausländer bestimmt, sei auch die meine ganz unvermeidlich. Ausnahmen würden keine gemacht. Ja, schon jetzt hätte ich kein Recht mehr auf meine münchen Wohnung, sie könne jeden Tag belegt werden. Demnach werde ich um die Mitte May zwischen zwei

Ausweisungen stehen, eine confuse Situation: wie wird Gott weiterhelfen? Ob er die Lösung der Aufgabe finden wird?»<sup>122</sup>

Die Lösung fand Dr. Hanns Buchli, der Kurdirektor von Pontresina, den Rilke durch Frau Nölke kannte. Ein erster Kontakt per Telephon klappte nicht, Rilke verstand kaum eine Silbe, «ich weiss nicht, trug wirklich der Apparat die Schuld oder meine am Telephon oft enorme Ungeschicklichkeit», schrieb er verzweifelt an Frau Nölke.<sup>123</sup>

«In der Schweiz seit Sommer 1919! Meistens im Warteverhältnis, (wie ja die Schweiz einem Wartesaal III. Classe, in dem grosses Gepäck [Gottes] dauernd aufgehäuft steht, nicht unähnlich ist),»<sup>124</sup> hätte er schon damals feststellen können. «Ich glaube, die Unruhe dieses Bewusstsein, die sich fortwährend eindringlich macht, trägt viel zu dem Kränklich- und Müdesein bei, unter dem ich leide. Sie haben mir zwar in Dr. Buchli einen Retter gesandt, aber ich musste ihn ersuchen, sich in meinen Sachen keine Mühe zu machen: wie auch die berner Erledigung ausfiele, meine geldlichen Umstände erlauben mir kein Auswärtsbleiben mehr. Die Gräfin Dobržensky selbst, mit der jenes System langwieriger Anleihen durch die Monate hier verabredet war, auf Grund dessen allein ich mich halten konnte, musste in dringenster Eile nach Böhmen zurück, damit ist mir die finanzielle Ader abgebunden, ohne die Gastfreundschaft auf dem Schönenberge müsste ich schon über der Grenze sein.

<sup>120</sup> SLA R.M.R. Ms Bq. 2.1-46 Briefe an Frau Gudi Nölke, Nr. 12.

<sup>121</sup> Storck, Joachim W.: Rilke als Staatsbürger der Tschechoslowakischen Republik. Blätter der Rilke-Gesellschaft H. 13, 1986. S. 42f.

<sup>122</sup> NWV II, 71 S. 215.

<sup>123</sup> Im zit. Brief vom 22.3.

<sup>124</sup> RSch S. 87, 5.2.21 Berg

Von dort kommen böse Nachrichten fast aus allen Gegenden, wie soll man nicht erschrecken? Immerhin, ich stellte mir München, wo ich ja eine Installation habe, als diejenige Zuflucht vor, die ich fürs Nächste hinnehmen müsse.»<sup>125</sup> Nach der Nachricht aus München besann er sich anders: «Nun hab ich eben Dr. Buchli doch telegraphiert, ob er, falls er noch in Bern ist, mir mindestens bei der Erlangung eines tschechischen Passes (als Ersatz meines deutsch-oesterreichischen, ablaufenden) behülflich sein könne, – er hatte sich in seiner unbegrenzten Bereitschaft auch dafür angeboten, vielleicht, dass auf Grund dieses neuen Papiers eine Prolongierung zu erreichen ist oder ein Aufenthalt anderswo –?; machte nur die Valuta nicht nur alles unmöglich!»<sup>126</sup> Frau Nölke stellt ihm Geld in Aussicht, Rilke dankt: «Ich reiche noch mit meinen Franken, die ich in der hiesigen Gastfreundschaft sehr geschont habe!»<sup>127</sup>

Seit Ende April rechnete Rilke mit seiner baldigen Abreise. «Seit ich, vergangene Woche, täglich in Basel war, ist mir der Saal ganz entfremdet; auch fahr ich schon heute wieder hinein, denn nun stürz ich mich in ein unaufhaltsames Einkaufen: ein Regenschirm z.B. ist erworben worden, einer fürs Leben, ständig und anständig wie ein baseler Haus.»<sup>128</sup>

Aber wohin sollte er? Ein tschechoslowakischer Pass gewährte ihm eine grosse Wahl. Paris – sein eigentlicher Wohnsitz – oder Italien schienen aus Währungsgründen für sein Einkommen aus einem

deutschen Verlag, das in der Schweiz nur noch einen Tausendstel wert war, unerschwinglich. Er entschied sich, doch in der Schweiz zu bleiben. Heute würde man von einem Wirtschaftsflüchtling sprechen.

Dr. Buchli, krank in Bern, intervenierte dort bei ihm wohlbekannten Behörden zugunsten Rilkes. «So scheint (dazu räth er nun) dass ich, sowie ich in dem Besitz des tschechoslowakischen Passes gelange, ein Aufenthaltsgesuch für ein Jahr in die amtlichen Wege zu leiten hätte. Man hat, in Bern, Dr. B. die schriftliche Zusage gegeben, dass ein solches Gesuch berücksichtigt werden würde. Finanziell ist es ja ganz ausgeschlossen, dass ich eine so lange Frist wirklich ausnützen könnte; aber es wäre mit ihr das Gute gegeben, dass ich jetzt nicht überstürzt fort müsste und dass ich, einmal draussen, auf Grund dieser Bewilligung, spätere Einreisen, während eines Jahres, sehr leicht haben würde. Nun hängt vor der Hand aber alles daran, dass mangels der Geburtsdaten meiner Schwiegereltern, die ich nun versucht habe, mir telegraphisch zu bestellen, der tschechische Pass noch nicht ausgefertigt werden konnte; la pédanterie bureaucratique de l'ancienne Monarchie survit, à ce qui paraît, à la pauvre défunte –. Erreich ich endlich dieses begehrenswerthe Dokument, so werd ich gleich an die Abfassung des Gesuches gehen, das ich jedenfalls noch durch die hiesigen Behörden (Basel-Land oder Basel) möchte befördert wissen; da der Name meiner Gastfreunde ihm eine gewisse Unterstützung verleihen würde.»<sup>129</sup>

<sup>125</sup> An Gudi Nölke Nr. 13 vom 20.4.

<sup>126</sup> Im zit. Brief.

<sup>127</sup> Brief Nr. 14 vom 25.4.

<sup>128</sup> NWV S. 216.

<sup>129</sup> An Frau Nölke am 5. Mai.

Der Plan glückte: Mit seinem neuen Pass begab sich Rilke am 12. Mai nach Liestal und erhielt eine Aufenthaltserlaubnis bis zum 11. Juni, ersuchte um eine weitere für ein ganzes Jahr. Künftig sollte er damit keine Probleme mehr haben, sein Verbleib in der Schweiz war nun gesichert. In der grossen Tradition ihrer gastfreundlichen Haltung für flüchtige Dichter haben die Behörden der kleinen Halbkantons-Hauptstadt die juristischen Voraussetzungen geschaffen, dass das krönende Spätwerk des wohl grössten Lyrikers der Weltliteratur in der Schweiz entstehen konnte! Wieviele Wenn und Aber hätte es wohl in Basel gebraucht?

Vorerst benützte Rilke seinen neuen Pass zum Wegfahren. Am 10. Juni reiste er nach Venedig, feierte dort ein Wiedersehen mit der Fürstin Thurn und Taxis und nahm die Einladung nach ihrem böhmischen Fürstensitz Lautschin an, wo sie ihm ein bequemes Gartenhaus zur Verfügung hielt. Schloss Duino war im Krieg zerstört worden; in Venedig gelang Rilke das Anknüpfen an die Vorkriegszeit nicht.

Der «Wartesaal» Schönenberg war nur ein kurzer Unterbruch in Rilkes Nomadenleben, es blieb das Gefühl, das er ein paar Monate später auf Schloss Berg so formulieren wird: «...denn wen ängstigt nicht, wo ist ein Bleiben, wo ein endlich Sein in alledem?»<sup>130</sup>

### Feuriger Abschied vom Schönenberg

Wohl Anfang Juli hatten Von der Mühlis selbst den Schönenberg bezogen, um hier den Sommer zu verbringen. Als Rilke am 18. Juli auf Umwegen aus Venedig

zurückkehrte, fand er neue Verhältnisse vor: «Liebe: nun wieder guten Morgen vom Schönenberg, aber von den neuen Zimmern aus, im neuen Hause. Sie liegen im ersten Stock; das Arbeitszimmer bildet die Ecke auf das alte Haus zu, hat ein Fenster gegen dieses, und das giebt, zusammen mit der Gestalt der alten Bäume, ein fast so altmodisch empfundenes Bild wie manch eines auf unserer Fahrt gewesen ist. Anstelle des anderen Fensters, in der Vorderfront giebt es eine Thür, die, ebenso wie die daneben des Schlafzimmers, auf eine weite Terrasse hinausführt, von der man auf eine neue, etwas ‹Aussichtspunkt›-hafte Art die ganzen Ausbreitungen beherrscht, die übrigens umso annehmlicher werden, je mehr die Bäume und Baumgruppen sich füllen und formen, der Himmel kommt weicher auf ihnen zu liegen und als ob auch die metallischen Geräusche des Thales etwas von ihrer Schärfe verlören an allen diesen Rundungen und Bequemlichkeiten der Landschaft. Drolliger Weise ist der Terrassenboden mit Kies bedeckt, zwischen dem die Gräslein da und dort aufdrängen, und von unten schiebt sich eine Rose herauf und kommt eben, eben mit einem Knösplein in der Höhe der Kiesfläche an. Das Arbeitszimmer hat einen türkisfarbenen Wandton mit grauem Sockel und grauen Thüren, alte Möbel, bekannte zum Theil, die im ersten, später zum Wohnzimmer verwandelten Schlafzimmer drüben gestanden haben (das ich dann unbenutzt liess). Und der Schreibtisch (am Ostfenster) ist der gleiche, der an die Fensterseite des Saales eingestellt worden war, als ich nicht dicht neben dem Ofen schreiben mochte. Von ihm aus muss ich versuchen, mir die ganze Veränderung anzueignen. Welche Erleichterung auch

<sup>130</sup> «Wunderliches Wort, die Zeit vertreiben!», Rainer Maria Rilke: Werke. Kommentierte Ausgabe. Frankfurt 1996. II/177. >(KA)

hier, dass es Sommer ist und die offenen Thüren die Öfen ersetzen und das Haus sich fortsetzt hinaus in die offene nunmehr wohnliche Umgebung. Mit dem Herausziehen der v. d. M.'s ist der Schönenberg völlig zum Sommersitz geworden, da sie nur sommerliche Gewohnheiten heraus mitbringen. Mich erstaunts, wie wenige, – sie fügen sich so ins Pächterische hinein, wie sommerliche Miether, kaum anders, – das hat etwas Bescheidenes, wenn man's von der einen Seite betrachtet, aber dann auch wieder etwas Zerstreutes, Theilnahmloses, eine Apathie oder Vergesslichkeit, sich diesem lebendigen Eigenthume einzuprägen.

Ach, Nike, es geschieht sicher nicht in einem Ansatze von Undank gegen meine hiesigen guten Gast-Freunde, – aber wie sollt ich nicht vergleichen —, hätt' ichs nicht schon *dort* gewusst, im grossen Gastzimmer, wie viel Liebevolles allein schon mit dem Frühstück hinüberkam, wenn Olga das Klapptischchen aufstellte, – so kanns ja hier nicht sein, aber ein klein Bischen zu wenig ists doch, man hat so die Empfindung, dass den Dingen eben nur das mitkommt, was die dienenden Leute ihnen aus Erziehung mitgeben, so gar nichts von den Gastgebern, nur eben das «Servierte». In der Zusammensetzung der Zimmer spricht sich eher ein Bedenken und Fühlen aus, aber auch ohne genaueres Eingehen –, und das wird dann ausgeglichen dadurch, dass man in einem Glase sechzig (60!) vierblättrige Klee-Blätter auf dem Tische vorfindet: das Pflück-Ergebnis eines einzigen Vormittags! Et moi qui ne tient pas au «bonheur!» C'est un pays qui exagère dans ce sens, le coucou donne l'exemple, en prodigant ses cris de fortune – et voilà qu'à

chaque cri pousse un «Vierblatt» sans doute, et même il y en a à cinq à six feuilles ... ! Es ist, als gehörte diese Landschaft zum Bon-marché oder zum Magazin du Louvre. Chère, suis-je un ingrat? ... Der Empfang, der mir bereitet wurde, war doch sehr herzlich und gut, v. d. M. war an der Bahn mit Prinz, der nun endlich sein Winterhaar abgeschüttelt hat in alle Winde, und schlank und verjüngt aussieht. Und ausser dem Klee-Ueberfluss standen auch grosse rothe Pivoines im Zimmer und kleine helle Hecken-Röslein.»<sup>131</sup>

Ans Arbeiten war nun hier vollends nicht mehr zu denken, darüber machte sich wohl niemand von den Beteiligten Illusionen. Rilke las seinen Gastgebern vor, begleitete sie auf Ausflügen in die Umgebung, wurde ihren Gästen vorgestellt. Dennoch zögerte er, die Reise nach Böhmen anzutreten, weil ihm davor graute, unterwegs in München seine Wohnung auflösen zu müssen.

Ende Juli erlebte Rilke ein Naturereignis: «Wir haben gestern einen seltsamen Tag gehabt; um 7½ früh begann die Scheune zu brennen, die vor dem Ostfenster des Saales, an der wir damals vorübergingen, brannte, loderte: denn es war schon ein grosser Theil der Heuernte unter ihrem Dach, – das war keine Kleinigkeit bei der Wassernothe auf dem Schoenenberg, das gute alte Haus war den ganzen Vormittag in Gefahr, und hätte der Wind, der gleich nach Mittag aufkam, sich ein bischen früher eingestellt, so wäre mein Saal – ebenso wie Duino – heute nur noch eine Erinnerung. Aber zum Glück, es regte sich kein Lüftchen, und als die verschiedenen Feuerwehren, mittels langer

<sup>131</sup> NWV S. 238ff.

Schlauchsysteme und Pumpen, den Anschluss an das Wasser des Rheins in unablässiger Arbeit hergestellt hatten, da konnte der gegen elf immer noch um sich greifende Brand thätig eingeschränkt und schliesslich ersticket werden. Neben den schaffenden Männern und Mannschaften war ganz Pratteln heraufgeeilt, Kinder, junge Hunde –, was nur irgend den Stachel der Neugier kennt, sass und hockte im über und über zertrete(n)en Gras der Hänge, und dazwischen die obdachlos gewordenen Pferde und verstimmten Schweine des Schoenenbergs. Und die Flamme so elementar, so unverhüllt, wirklich wie eine andere Welt alledem gegenüber und frei und unbefangen in ihrer reissenden Natur.

Trotzdem liess man's dabei, dass abends Gäste kamen, nur mussten sie im neuen Hause bewirtet werden, statt drüber, wo's doch etwas unbehaglich und ängstlich worden war.»<sup>132</sup>

Rilke machte sich ans Packen. Das war nicht so einfach. Schon vor der kleinen Reise nach Bad Ragaz hatte er gestöhnt: «... Die Schwierigkeit ist, ob sich jemand findet, der mein Gepäck vom Schönenberg hinunterbringt, so sehr ichs einschränke, ich kanns nicht selber tragen. Und die Pächtersleute haben nie jemanden für dergleichen Dienste, jetzt erst recht nicht, da sie zu heuen beginnen.»<sup>133</sup> Nach dem Brand war daran noch weniger zu denken. Dass Rilke so viel Gepäck mit sich führte, versteht sich leicht, wenn

man bedenkt, dass er stets vornehm genug gekleidet sein wollte. Aus Genf schrieb er an Frau Nölke: «es wurde doch wieder nur ein kleiner, höchst vorläufiger Koffer, mit dem ich nach Zürich fuhr – zum Zahnarzt –; dort ergriffs mich, noch einmal an den Anfangsorten meiner ganzen schweizer Zeit anzukommen, durch Nyon wenigstens durchzufahren, in Genf zu sein». <sup>134</sup>

Er sah den Schönenberg nie mehr. Nach Basel kam er nur noch ein paar Tage im Oktober auf der Reise nach Paris, wohnte auf dem Ritterhof und traf Carl J. Burckhardt;<sup>135</sup> damals weilte er nochmals auf dem Wenkenhof. Aber auch nach Lautschin kam er nicht, sah auch seine böhmische Heimat nie mehr. Nach Aufenthalten in der Westschweiz fand er ein Refugium im Schloss Berg am Irchel (ZH). Das restliche Gepäck liess er sich hier- oder dorthin nachsenden, erst am 19. Dezember hatte er wieder alles bei sich.

<sup>132</sup> NWV S. 293f.

<sup>133</sup> NWV S. 234.

<sup>134</sup> Brief an Frau Nölke vom 18.8.

<sup>135</sup> BSF S. 118.

## II. Ertrag: Basler Inspirationen fürs Spätwerk

Rilkes Basler Zeit, die immerhin vom 28. Februar bis zum 2. August dauerte, die Abwesenheiten abgerechnet dreieinhalb Monate, ist nicht in die Literaturgeschichte eingegangen. Daran trifft die äusserst grosszügige, einfühlsame und allen Wünschen zuvorkommende Gastgeberfamilie Von der Mühl-Burckhardt gewiss nicht die geringste Schuld. Für das freundschaftliche Verhältnis, das Rilke bis zum Schluss mit ihr pflegte, zeugt u.a., dass er oft seine Briefe an sie mit «Inka» unterschrieb, weil Von der Mülls kleiner Sohn seinen Namen so ausgesprochen hatte.

Entstanden sind zwei Widmungsgedichte. Das erste schrieb Rilke in die *Familienchronik* von Sergei Timofejewitsch Aksákov, als er diese nach seiner zweiten Ankunft in Basel Dory Von der Mühl schenkte. Sie befanden sich bei deren Mutter Hélène Burckhardt-Schatzmann auf dem vorderen Ritterhof. Es lautet:

«Letztes ist nicht, dass man sich überwinde,  
nur dass man still aus solcher Mitte liebt,  
dass man auch noch um Not und Zorn das Linde,  
Zärtliche fühlt, das uns zuletzt umgibt.»<sup>136</sup>

Die darin geäusserte Überzeugung ist bei Rilke nicht neu, es handelt sich eher um seinen Kommentar zum geschenkten Buch. Das zweite Widmungsgedicht entstand auf dem Schönenberg im Mai 1920.<sup>137</sup> Es ist etwas länger:

«Dass wir, was wir erfahren, rein gebrauchten  
und in der Not, dem Sturm zu widerstreben,  
*dies* nicht verlören: als die angehauchten  
sanftestem Antrieb fühlend nachzugeben.

Denn zwischen zwei Gewalten steht das Leben:

Die eine will es reissend unterbrechen,  
die andre schwingt – als wäre es nicht – vorüber.  
Doch wir sind schwächer, wo wir widersprechen  
als wo wir dienen: den da gehn wir über.»<sup>138</sup>

Hier scheint anzuklingen, dass Rilke hoffte, den verlorenen Faden seines Dichtens wiederzufinden, und sich der Inspiration offen hielt. Selbst in Gelegenheitsgedichten handhabt Rilke die Form so viruos, dass sie genau zum Inhalt passt: Der Vers «Denn zwischen zwei Gewalten steht das Leben:» steht allein zwischen zwei Vierzeilern.

Für fast jeden andern Dichter zählten diese formvollendeten Gedichte als wertvolle Werke, Rilke selber stellte freilich höchste Ansprüche an das, was er unter seinem Namen publiziert wissen wollte, zudem gab er nichts frei, was sich nicht zu einer geschlossenen Reihe zusammenfügte.

Dass ausser ein paar Widmungsgedichten und Übertragungen nichts in seinem Werk an diese Zeit erinnert, kann angesichts der oben geschilderten Umstände nicht verwundern. Vor allem hatte sich

<sup>136</sup> KA II, 167, 562.

<sup>137</sup> Rilke widmete damit seine Übersetzung von André Gides Die Rückkehr des verlorenen Sohnes dem Bibliothekar Hans Zesewitz.

<sup>138</sup> KA II, 167, 562.

das Leben noch nicht wieder «an die Bruchstellen der Vorkriegszeit ansetzen lassen».<sup>139</sup> Noch war er im Zustand, den er Thankmar von Münchhausen beschrieben hatte, als den einer Haremsfrau, die auf ihren «Bienentag» wartet: «... mein Gott und Herr scheint anderen jüngeren Lieblingsfrauen seine häufige Gnade zu geben, zu meiner Seele kommt er nur selten ins Lager, so sehr sie auch das Gefühl hat, dann immer schön zu sein und ausgeruht und ihm Anlass bietend zu einem Glück nach seinen Verhältnissen.»

Das wichtigste Ergebnis von Rilkes Zeit auf dem Schönenberg ist zweifellos die Lösung seiner Aufenthaltsprobleme, verbunden mit dem tschechischen Pass, der ihm endlich seine Bewegungsfreiheit zurückgab und ermöglichte, in der Schweiz zu bleiben. Hiezu haben seine Basler Gastfreunde mit ihrem Ansehen und ihren Beziehungen zu den Behörden Wesentliches beigetragen. Noch mehr aber jener unbekannte Beamte im Städtchen Liestal, der getreu der Baselbieter Asyl-Tradition für den Verbleib des Dichters entschied und die Bundesbehörden vor die fertige Tatsache stellte. Tatsächlich ist Baselland, indem es Theodor Opitz,<sup>140</sup> Josef Otto Widmann,<sup>141</sup> Georg Herwegh<sup>142</sup> u.a. Asyl gewährte, in wenigen Jahrzehnten zu einer Dichterheimat geworden, was die Stadt Basel in mehr als zwei Jahrtausenden nicht schaffte.

Erst jetzt konnte Rilke richtig nach dem Elegien-Ort suchen. Nach dem Versuch mit Venedig entschloss sich Rilke in der

Schweiz zu bleiben und suchte ihn definitiv hier. Er fand ihn tatsächlich im Schlossturm von Muzot oberhalb Siders / Sierre. Dort wurden im Februar 1922 nicht nur die «Duineser Elegien» vollendet, sondern auch – für Rilke selber überraschend – erfolgte das Wunder der «Sonnette an Orpheus», die uns heute nicht weniger bedeutungsvoll, doch zugänglicher erscheinen, und schliesslich die noch zu wenig beachteten abschwebenden Abgesänge «Vergers», «Quatrains valaisans», «Les Roses» und «Les Fenêtres», mit denen er auf Französisch sein letztes Wort hinterliess. Für alldies wurde in Liestal die unabdingbare Voraussetzung geschaffen.

Heute wird erwartet, auch ein Dichter habe sich selbst zu ernähren; mit dieser Forderung müssten wir auf den grössten Teil der deutschen Dichtung verzichten. Rilkes bedeutendste Werke ermöglichen meist Gönner – oft adelige –, die ihn gastlich aufgenommen, für seinen Lebensunterhalt und seine Reisen aufgekommen waren; die krönenden Genieleistungen seiner Schweizer Jahre aber verdanken wir bürgerlichen Mäzenen unseres Landes – damals gab es sie glücklicherweise noch! Sie waren umso nötiger, als der Dichter, nach dem Verlust seiner Habe in Paris durch den Weltkrieg, in der Schweiz fast ohne Einkommen war, da die an sich nicht unbedeutenden Erträge seiner Bücher aus Währungsgründen hier fast wertlos wurden (er liess sie hauptsächlich seiner Frau und seiner Tochter zugute kommen).

<sup>139</sup> Nalewski, Horst (Hg.): Rainer Maria Rilke, Briefe in zwei Bänden. Zweiter Band 1919 bis 1926. Frankfurt a. M. 1991. Nr. 289 S.70–73 vom 23.7.1920.

<sup>140</sup> 1820–96, Literat.

<sup>141</sup> 1816–73, Pfarrer, Vater des Dichters Josef Viktor Widmann.

<sup>142</sup> 1817–75, Freiheitsdichter, und seine heroische Frau Emma Herwegh-Siegmund (1817–1904), hatten hier Zuflucht bzw. letzte Heimstätten gefunden.

Rilke war kein spontaner Dichter, der «beim Berühren gewisser Nervenpunkte des Organismus Lyrik absondert» (Kurt Tucholsky). In den «Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge» hat er sich dazu so geäussert: «Denn Verse sind nicht, wie die Leute meinen, Gefühle (die hat man früh genug), – es sind Erfahrungen. Um eines Verses willen muss man viele Städte sehen, Menschen und Dinge, man muss die Tiere kennen, man muss fühlen, wie die Vögel fliegen, und die Gebärde wissen, mit welcher die kleinen Blumen sich auftun am Morgen. Man muss zurückdenken können an Wege in unbekannten Gegenden, an unerwartete Begegnungen und an Abschiede, die man lange kommen sah, – an Kindheitstage, die noch unaufgeklärt sind, an die Eltern, die man kränken musste, wenn sie einem eine Freude brachten und man begriff sie nicht (es war eine Freude für einen anderen –), an Kinderkrankheiten, die so seltsam anheben mit so vielen tiefen und schweren Verwandlungen, an Tage in stillen, verhaltenen Stuben und an Morgen am Meer, an das Meer überhaupt, an Meere, an Reisenächte, die hoch dahinrauschten und mit allen Sternen flogen, – und es ist noch nicht genug, wenn man an alles das denken darf. Man muss Erinnerungen haben an viele Liebesnächte, von denen keine der andern glich, an Schreie von Kreissenden und an leichte, weisse schlafende Wöchnerinnen, die sich schließen. Aber auch bei Sterbenden muss man

gewesen sein, muss bei Toten gesessen haben in der Stube mit dem offenen Fenster und den stossweisen Geräuschen. Und es genügt auch noch nicht, dass man Erinnerungen hat. Man muss sie vergessen können, wenn es viele sind, und man muss die grosse Geduld haben, zu warten, dass sie wiederkommen. Denn die Erinnerungen selbst sind es noch nicht. Erst wenn sie Blut werden in uns, Blick und Gebärde, namenlos und nicht mehr zu unterscheiden von uns selbst, erst dann kann es geschehen, dass in einer sehr seltenen Stunde das erste Wort eines Verses aufsteht in ihrer Mitte und aus ihnen ausgeht.»<sup>143</sup>

Tatsächlich findet sich bei näherem Hinschauen im schweizerischen Spätwerk Rilkes doch dies und jenes, dessen Inspirationswurzeln in die Basler Zeit zurückreichen könnten. Bekannt ist das Beispiel vom *Abschied*: «Wenn wir auch versucht haben, den Abschied schon hinter uns zu legen, – dauert es zu lang dieses Zugeben von unerwarteten Tagen, so sammelt sich zuviel Stoff und Anlass für einen neuen –, das dürfte nicht mehr.»<sup>144</sup> So Rilke selber über den langen Abschied von Angela Guttmann in Locarno, der schon den Beginn seiner Basler Zeit verzögerte und sich in derselben mehrmals wiederholte, wenn auch kürzer. Die Kommentierte Ausgabe wertet ihn als «autobiographisches Zeugnis» für jenes Orpheus-Sonett, das er sein liebstes und gültigstes nannte:<sup>145</sup>

<sup>143</sup> KA III, 466f.

<sup>144</sup> NWV S. 159.

<sup>145</sup> KA II, 753f.

«Sei allem Abschied voran, als wäre er hinter  
dir, wie der Winter, der eben geht.  
Denn unter Wintern ist einer so endlos Winter,  
dass, überwinternd, dein Herz überhaupt übersteht.

Sei immer tot in Eurydike –, singender steige,  
preisender steige zurück in den reinen Bezug.  
Hier, unter Schwindenden, sei, im Reiche der Neige,  
sei ein klingendes Glas, das sich im Klang schon zerschlug.

Sei und wisse zugleich des Nicht-Seins Bedingung,  
den unendlichen Grund deiner innigen Schwingung,  
dass du sie völlig vollziehest dieses einzige Mal.

Zu dem gebrauchten sowohl, wie zum dumpfen und stummen  
Vorrat der vollen Natur, den unsäglichen Summen,  
zähle dich jubelnd hinzu und vernichte die Zahl.»<sup>146</sup>

Das leuchtet durchaus ein, auch wenn man mit Ingeborg Schnack annimmt, dass Angela Guttmann nicht bald darauf in Davos gestorben ist (offenbar eine Fehlinformation), sondern viele Jahrzehnte später, nach überstandenen Verfolgungen durch Stalin und sibirischer Gefangenschaft, im von Rilke so geliebten Russland.<sup>147</sup>

Ich möchte noch ein paar weitere Beispiele vorschlagen.

## Prinz

«Ein grauer Wolfshund ‹Prinz›, vom ersten Augenblick mit mir einverstanden, begleitet mich auf meinen Wegen, – die nur noch so gar nicht ‹meine› sind, nichts ist mein, als eine vague Unruhe und Verlorenheit.»<sup>148</sup>

Der Hund hatte nach dem Freitod des Vaters von Carl J. Burckhardt<sup>149</sup> Schweres erlebt, wie uns dieser berichtet: «Man musste nun den im Strom verschwundenen Körper suchen. Die erste dieser Nachforschungen hatte ich zu begleiten und mit mir meines Vaters treuer Genosse, der Hund Prinz. Er war seit dem Ereignis wie ausser sich. Er raste laut aufheulend in Garten herum, versuchte über die hohen Gitter auf die Strasse zu gelangen, an die Kette gelegt, verweigerte er jede Nahrung. Er schrie – die Nachbarschaft beklagte sich. Nun wurde ich angewiesen, den Hund an die Leine zu nehmen und zwei Polizeibeamte zu begleiten. Das Tier, atemlos, durch die Halskette gedrosselt, riss mit äusserster Gewalt am Riemen. Bevor man den Weg nach Birsfelden eingeschlagen hatte, den man wegen der Aussagen des Pfarrers wählte, strebte das Tier über die Strasse in

<sup>146</sup> KA II, 263f.

<sup>147</sup> RSch S. 109–122.

<sup>148</sup> NWV S. 172f.

<sup>149</sup> Hans Burckhardt 1858–1918.

dieser Richtung. Der Hund riss, als hätte er einen mit einer Tonne beladenen Wagen zu ziehen, keuchte, ächzte. Als wir bei der Birsbrücke angelangt waren, schlug der eine meiner Begleiter vor, den Ungebärdigen für eine Weile zu übernehmen. Er griff nach der Leine, die ich weiterhin festhielt, aber das Tier knurrte heftig, bleckte die Zähne, sprang an gegen den Wohlgesinnten. Als wir das Dorf und den schmalen Pfad dem Rhein entlang hinter uns gebracht hatten, schlug ich vor, Prinz abzuhaken. Er jagte nicht weg, er nahm mit tiefer Nase etwa zehn Meter vor uns eine Spur auf, genau, ohne Ablenkung, wie ein bayerischer Schweisshund. Dann gab er plötzlich Laut und stürmte vorwärts. Bei der Salmenwaage bog er ab, und als auch wir dort eintrafen, tanzte, sprang und schrie er auf der vorderen Terrasse des hölzernen Bauwerks. Auch mich schien er nicht zu erkennen; sobald man sich ihm näherte, nahm er Angriffsstellung an. Niemanden liess er an die Plattform gelangen. Er bückte sich über ihren Rand, starre ins Wasser, sprang aber nicht in die vorüberreissende Flut, wie ich einen Augenblick angenommen hatte. Schliesslich warf er sich auf die Planke, hechelnd, als wäre er durch einen Schuss getroffen. Auf keinen Anruf, keine fast zärtlich wiederholten, wohlbekannten, ihm vertrauten Worte ging er ein. Immer werde ich der beiden Männer gedenken, die mich begleiteten. Sie sprachen nicht – warteten. Schliesslich bat ich sie – waren sie doch im Dienst – zurückzukehren. Nun blieb ich allein bei dem Tier – bis es den Kopf hob, mühsam aufstand, mir die Hand leckte und mit ge-

senkter Rute mir auf den Rückweg folgte.»<sup>150</sup> Höchst wahrscheinlich hat Rilke davon erfahren. Als Carl J. Burckhardt im Oktober (1919) am Untersee seine Doktorprüfung vorbereiten wollte, schrieb er: «Infolgedessen kommt der hochbetagte Prinz mit nach Glarisegg, um mich an allzuweiten Herbstspaziergängen und anderer Allotria zu verhindern.»<sup>151</sup>

Nun begleitete er Rilke schon auf den Morgenspaziergängen, dieser schrieb darüber an Nike: «Prinz ist von einer lieben Verständigung (er ist an die dreizehn Jahre!). Diesen Morgen, ich stand spät auf, müde wie ich bin, erschien er, da die Frühstücksstunde vorüber war, ohne dass ich im Saal erschien, besorgt, fragend, an meiner Schlafzimmerthür. Bisher hatte ich ihn nie in den Saal mitgenommen. Ihre Frage, ob er bei mir im Zimmer sei, wirkte wie eine Fürsprache: heute darf er mir im Saal Gesellschaft leisten. Er hat sich gleich still und wohlerzogen unter Professor Steffensen's grossem Schreibtisch niedergelassen, thut dort grosse Athemzüge und verfolgt zwischendurch meine Absichten: Ach, erräth er, wie gering die sind? – Vormittag sind wir immerhin durch den tiefen Schnee gestapft, Prinz fand das ganz zweckgemäss.»<sup>152</sup>

Und etwas später: «Sonne über Schnee? Könnte man nachschlagen in einem Gemüths-Lexikon, so stünde da: ‹Frohheit›. Der alte Prinz ging sofort auf diese leicht fassliche Bedeutung ein, als wir eben den Fahrweg, den einzige gangbaren,

<sup>150</sup> Memorabilien S. 80.

<sup>151</sup> Carl J. Burckhardt Briefe 1908–1974. S. 73.

<sup>152</sup> NWV S. 176–177.

hinunter wanderten und auf den nächsten Ort (Frenkendorf) zu.»<sup>153</sup>

Noch voll von Eindrücken nach dem Besuch Nikes: «Ich rief Prinz, ging den Weg, den wir Tags zuvor gegangen waren, fast bis an die gleiche Stelle, nicht ganz.»<sup>154</sup>, Ob Rilke ins Dorf hinunter zur Post ging, oder es unterliess, Prinz war dabei: «...ich kam nicht dazu, hinunter an die Post zu gehen, der Tag war schwül vor dem Regen –, ich scheute mich vor dem Wiederheraufsteigen, ging nur ein Stück ebenen Weges mit Prinz». <sup>155</sup>

Als Von der Müllls Mitte April nach Italien fuhren, wollte Rilke sie in Liestal im Zug überraschen und schrieb Dory Von der Mülll nachher darüber: «also hat unser Spürsinn versagt, meiner sowohl, als Prinzen's. Wir waren nämlich gestern um 11 Uhr 18 in Liesthal am Zuge, ich meinte, alle Waggons entlang gegangen zu sein – zweimal –, vergebens. Mein forschendes gestieltes Benehmen, Prinz, nothdürftig festgehalten, an meiner Seite, hat mich, wenn ich nicht irre, in den Verdacht gebracht, ein geübter Kriminal-Schutzmam zu sein auf der Spur eines erschütternden Verbrechens; wenigstens erklärt ich mir so, nachträglich, ein gewisses Aufsehen, das den kleinen Bahnhof – obendrein am Sonntag – um mich herum beschäftigte; und wirklich, nun fällt mir auch das Wort: Polizeihund ein, das ich hinter mir habe sagen hören, es ist kein Zweifel, wie Liesthal mich aufge-

fasst hat. Dass ich so ungeschickt war, Sie nicht zu finden; der Zug war nicht einmal voll, verhältnismässig durchsichtig.»<sup>156</sup>

Anfang Mai hatte Rilke seinen Besuch bei Nike in Meilen in Aussicht gestellt, meldete dann aber: «...war das voreilig von mir, mich so sicher vorauszusagen, nun kommt jeder Tag mir selber wie ein Widerruf. Heute hatte ich fahren wollen; obzwar wenig wohl gestern den ganzen Tag, es blieb immer noch die Nacht, die's ändern konnte; sie thats nicht zur Genüge. Prinz aber, als ob er von meinen Plänen gewusst hätte, (er besteht jetzt manchmal darauf, vor meinem offenen Schlafzimmerfenster auf der Galerie zu schlafen, wobei wir uns dann gelegentlich durch tiefe Seufzer einander verständigt halten) – Prinz weckte mich um zwei Uhr dringend (Gott weiss wozu) und dann wieder vor halb sechs genau zur Stunde, da ich hätte zum zürcher Zuge aufstehen müssen. Aber meine Erschöpftheit und dazu Gliederschmerzen hinderten mich an meinem Entschluss, auch sah ich dem Wetter draussen nicht recht an, was es zu werden gedachte.»<sup>157</sup>

Im Dezember 1920 erhielt Rilke auf Schloss Berg die Nachricht, dass der herrenlos herumstreunende Prinz im Bann von Binningen – viele Kilometer vom Schönenberg entfernt – von einem Bannwart erschossen worden sei. Rilke schickte daraufhin Carl J. Burckhardt seine Préface zu Baltus'<sup>158</sup> «Mitsou» und

<sup>153</sup> NWV S. 179.

<sup>154</sup> NWV S. 183.

<sup>155</sup> NWV S. 198.

<sup>156</sup> BSF S. 67.

<sup>157</sup> NWV S. 217.

<sup>158</sup> Baltus (Balthasar) Klossowski hatte sein entlaufenes Kätzchen «Mitsou» mit 40 Zeichnungen verewigt, deren Talent Rilke sofort erkannte und so sehr schätzte, dass er dafür einen Verleger suchte und sie mit einer eigenen «préface» herausgab; aus dem damals 12jährigen Knaben wurde später der berühmte Künstler Baltus (1908–2001), der zeitlebens betonte, wie viel er Rilke verdankte.

schrieb dazu: «Obzwar diese Seiten von dem Kater ‹Mitsu› handeln und in dem Buch dieses Namens einführend untergebracht sein werden –, so seh ich in ihnen (Sie werden im Lesen verstehen wieso) – seit ich den Tod meines Freundes ‹Prinz› weiss – auch eine Art kleinen Denkmals, das ich, unwissentlich aufrichten durfte, einige Tage ehe er im Bann Biningen in die Gewehre der Wächter lief. Ich weiss, wie dieser, mit seinem unaufhaltsamen Herzen Ihnen angeschlossene Freund, mitwissend und mitfühlend, an vielen Ihrer Erinnerungen betheiligt war und wie sehr die Nachricht von seinem Hingang Sie bewegt haben mag, – als ob nun eine jener Verständigungen fortgenommen sei, die, weil sie so gar nicht ‹beholfen› thun, hülfreicher und gründliche sind als die gegengiebigsten Gespräche –, und in die das immer diskrete Leben vielleicht doch die reinsten Ausgleiche verlegt die wir ausserhalb unser erfahren dürfen.

Ein wie guter Gefährte mir Prinz gewesen ist, – wissen Sie. Seltsam, wie es ihn, der zu wissen schien, dass Leben und Tod gleich schwer seien –, – ich kann es immer wieder nur *so* aus drücken, was mir sein Seufzer, der eine, in jener regnerischen Mainacht mitzutheilen schien, in einen erreichbaren Tod trieb, an jener merkwürdigen Wegscheide, von der ab, das Altern ihn gegen eines von beiden, gegen das Leben, ungerecht und gegen den Tod mürrisch gemacht haben würde.

Recht eigentlich ihm, Prinz, zu Ehren also hab ich Ihnen die kleine Arbeit in der mitfolgenden Copie zugeschickt, nehmen Sie sie mit der Nachsicht, in der allein ein

solches Nebenbei sich möchte auffassen lassen, aber eben auch in dem grösseren Sinne, über den wir, mein ich, einig sind.»<sup>159</sup>

Und einige Tage später an Hans Von der Mülll: ««Prinz»: ich schiebs bis auf die vierte Seite, von ihm zu schreiben: die Nachricht geht mir sehr nahe, der gute Freund! – Aber ists nicht, als ob sein Instinkt ihn selbst in diesen graden Ausgang getrieben hätte, in den «Bann Binningen»! Seinen grossen Seufzer damals nachts vor der Thür des Saals hat er mir gleichsam vermacht, da war schon die Schwermuth von *beidem* drin vom Hiersein-müssen und vom Tod – und es war die gleiche!»<sup>160</sup> Von der Müllls hatten gehofft, Rilke würde auf den Tod des Hundes ein Gedicht verfassen, eine missverständliche Andeutung von Carl J. Burckhardt hatte sie in dieser Hoffnung bestärkt. Rilke berichtigte am 9. 3. 1921 an Dory Von der Mülll: «Hans v. d. Mülll wird arg enttäuscht sein: es giebt gar kein «Gedicht auf den Freund Prinz»; was ich Ihrem Bruder um Neujahr schickte, ist nur jene Mitsou-Préface, [die auch Sie längst besitzen!] wobei ich auf die Stelle hinwies, die von dem Leben der Hunde handelt und darauf, dass sie gerade in jenen Tagen geschrieben sei, da Prinz verschwand, also als ein kleines Denkmal für ihn zu gelten vermöchte. Deshalb allein schickte ich Carl Burckhardt die kleine bagatelle, die wir übrigens nun, mit den viel schöneren Bildern meines zwölftährigen Freundes Baltusz zusammen, wirklich, unter dem Zeichen des (fürcht ich, etwas geschmacklosen) roten Apfels, edieren.»<sup>161</sup>

<sup>159</sup> BSF S. 164, am 21.12.1920.

<sup>160</sup> BSF S. 179.

<sup>161</sup> BSF S. 207.

Könnte Rilke beim folgenden Orpheus-Sonett nicht sein toter Hunde-Freund Prinz im Sinne gewesen sein?:

«Du, mein Freund, bist einsam, weil...  
Wir machen mit Worten und Fingerzeichen  
uns allmählich die Welt zu eignen,  
vielleicht ihren schwächsten, gefährlichsten Teil.

Wer zeigt mit Fingern auf einen Geruch?  
Doch von den Kräften, die uns bedrohten,  
ühlst du viele ... Du kennst die Toten,  
und du erschrickst vor dem Zauberspruch.

Sieh, nun heisst es zusammen ertragen Stückwerk  
und Teile, als sei es das Ganze.  
Dir helfen, wird schwer sein. Vor allem: pflanze  
mich nicht in dein Herz. Ich wüchse zu schnell.  
Doch meines Herrn Hand will ich führen und sagen:  
Hier. Das ist Esau in seinem Fell.»<sup>162</sup>

Einige Wochen vor dem Verfassen der Sonette schrieb Rilke: «Vor ein paar Tagen wurde mir ein Hund angeboten. Du kannst Dir vorstellen, welche Versuchung das war, besonders da die einsame Lage des Hauses das Vorhandensein eines Wächters beinahe ratsam macht. Aber ich fühlte gleich, dass auch dies schon viel zu viel Beziehung ergäbe, bei meinem Eingehen auf einen solchen Hausgenossen; alles Lebendige, das Anspruch macht,

stösst in mir auf ein unendliches Ihm-recht-geben, aus dessen Consequenzen ich mich dann schmerzlich wieder zurückziehen muss, wenn ich gewahre, dass sie mich völlig aufbrauchen.»<sup>163</sup>

## Ungünstige Anregung

Während Rilke mit Von der Mülls und Carl J. Burckhardt bis zu seinem Tod in Kontakt blieb, riss derjenige zum Kreis der jungen Künstler, die ihn in Basel gefeiert hatten, bald einmal ab. Im November 1921, aus Muzot, ging sein letzter Brief an Francisca Stoecklin, der einzigen jenes Kreises. Verantwortlich dafür wird die Verschiedenheit der dichterischen Auffassungen sein. Zwar bewunderte Francisca Rilke, das Lexikon will sogar seinen Einfluss in ihrem Werk ausmachen. In Wirklichkeit war sie auch ganz gegensätzlichen Einflüssen zugänglich, selbst mit Dada in Berührung gekommen, und liebte eher eine spielerische Poesie. – Doch das ist blosse Vermutung.

Im letzten Lebensjahr geriet Rilke ein Zeitungsausschnitt mit einem Gedicht von Francisca Stoecklin in die Hände, das ihn so ärgerte – er nennt es «exécrable» –, dass er es sogleich parodierte.<sup>164</sup>

<sup>162</sup> KA II, 248.

<sup>163</sup> Pfeiffer, Ernst: Rainer Maria Rilke / Lou Andreas-Salomé Briefwechsel, Frankfurt am Main 1989, S. 438 vom 29.12.1921.

<sup>164</sup> NWV S. 1105, Brief aus Val-Mont vom 28.1.1926.

Franziska Stoecklin:

### **Vielleicht**

Willst du ein Kleid?  
Willst du ein Leid?  
Wir sind so schwer,  
und doch zu leer.

Nur im Warum  
wehn wir herum.  
Nur im Vielleicht  
wo alles weicht.

Steht noch ein Haus  
blas es nicht aus.  
Brennt noch ein Licht  
lösche es nicht.

Wirkt noch ein Wort  
nimm es nicht fort.  
Schwebt noch ein Tanz  
lebe ihn ganz.

Willst du ein Kleid?  
Willst du ein Leid?

R. M. Rilke:

### **Vielleicht auch nicht**

Willst du ein Bad?  
Willst du Salat – ?  
Wir sind so dumm,  
und doch nicht stumm.

Wozu der Mund,  
so ohne Grund?  
Nur im Vielleicht  
ist es schön seicht.

Legst du ein Ei,  
was ist dabei.  
Blas es nicht aus,  
auch nicht das Haus.

Wirkt dies und das,  
lass ihm den Spass.  
Lebt noch ein Bein,  
schwebe hinein.

Willst du ein Bad  
Willst du Salat?

Francisca hat davon nie erfahren, die Parodie wurde erst Jahrzehnte nach ihrem frühen Tod publiziert.<sup>165</sup> 1952 weilte Niklaus Stoecklin samt Familie auf Einladung des Eigentümers auf Muzot und verewigte die Südfassade und die im Zustand von Rilkes Benutzung erhaltenen Räume in fünf meisterlichen Zeichnungen.<sup>166</sup>

## Das Rosenwunder

Rilke hatte Fanny Clavel noch in seinen letzten Basler Tagen auf dem Wenkenhof besucht, danach folgte ein reger Briefwechsel, vor allem mit Vorschlägen Rilkes für ihre Bibliothek. Die Einladung auf den Wenkenhof vom 23. April 1921 scheint Rilke nicht mehr beantwortet zu haben. Auch Von der Mühlis zogen sich offenbar vom Wenkenhof zurück,<sup>167</sup> ob es Missstimmigkeiten gegeben hatte wegen der Bibliothek, deren Einbau Hans Von der Müll besorgte? Erst am 6. Januar 1924 nahm Fanette Clavel (so nannte sie sich nun) den Briefwechsel wieder auf, nachdem Frau Wunderly sie auf dem Wenkenhof besucht hatte.

Rilke schickte ihr die Duineser Elegien, wofür sie sich mit Blumen aus Cannes und einem Photo des Porträts bedankte, das der Maler Jean Gabriel Domergue von ihr gemalt hatte. (Abb. S. 118)

Rilke kritisierte dieses Porträt und fügte galant hinzu: «D'ailleurs, contemplant

cette Photo, je ne la compare pas autant à mes souvenirs d'ordre visuel qu'à un autre portrait que j'ai fait de vous, par le sentiment, – savez-vous quand? Lorsque, dans notre jeu, je vous ai guidé, tenant votre main, par la pensée constamment communiquée, vers cette pendule dont, selon notre décision, vous deviez remuer les aiguilles. Ce n'est pas vous, c'était une délicieuse image de vous-même qu'il m'était permis de diriger doucement vers cette action délicate que vous accomplies à la fin par un geste de grâce et d'innocence inexprimables. Convinez-en qu'il serait difficile de me faire consentir à accepter une autre image de vous, puisque je conserve celle-ci où j'ai si peu collaboré et qui pourtant m'appartient infinitiment.»<sup>168</sup>

Sie antwortete ihm aus Cannes: «Je pense souvent à cette soirée au Wenken, où vous avez si bien su me guider par la concentration de votre pensée et de votre volonté. Vous rappelez-vous Albert de Tscharner, celui qui faisait se tenir debout des roses rouges, après les avoir magnétisées avec ses mains? Vous aviez tous l'air un peu incrédule et vous croyiez à un truc de sa part, mais je vous assure qu'il n'y en avait pas. De Tscharner est ici avec nous depuis quelques jours, et il me prie de le rappeler à votre bon souvenir.»<sup>169</sup>

Den Vorgang, auf den sie anspielt, schildert sie dann im «Buch vom Wenkenhof»: «Es war wohl an dem gleichen Abend auf dem Wenken, an dem wir jene

<sup>165</sup> Die Parodie ist nicht in seine gesammelten Werke eingegangen, nur im Briefwechsel überliefert, NWV S. 1109f.

<sup>166</sup> «Muzot» in: Librarium, Zeitschrift der Schweizerischen bibliophilen Gesellschaft. III, 1969. S. 186–190.

<sup>167</sup> Am 6.3.1922 schrieb Rilke an NWV: ««Neues» hab ich, wenn ich's bedenke, nichts erfahren; es sei denn eine komische Geschichte, weshalb man mit dem «Wenken» doch nicht mehr umgehe und umgehen könne» – (NWV S. 697).

<sup>168</sup> BSF 398.

<sup>169</sup> SLA 11 Brief aus Cannes vom 26.2.1924.

Suggestions-Versuche veranstalteten, als sich auch dasjenige ereignete, was Rilke nachmals gerne als das «Rosenwunder» bezeichnete, und auf das er häufig in Gesprächen zurückkam. Unser Freund Albert von Tscharner verstand sich mit seiner grossen Feinfühligkeit darauf, eine Rose im magischen Bannkreis seiner Hände aufzurichten, ohne sie zu berühren. Dieses Erlebnis hat Rilke ungemein beeindruckt und inspiriert, und sein herrliches Sonett «Blumen, ihr schliesslich den ordnenden Händen verwandte...» geht auf jenen Wenkenabend zurück.» Rilke schrieb mir noch nach

«Blumen, ihr schliesslich den ordnenden Händen verwandte,  
(Händen der Mädchen von einst und jetzt),  
die auf dem Gartentisch oft von Kante zu Kante  
lagen, ermattet und sanft verletzt,

wartend des Wassers, das sie noch einmal erhole  
aus dem begonnenen Tod –, und nun  
wieder erhobene zwischen die strömenden Pole  
fühlender Finger, die wohlzutun

mehr noch vermögen, als ihr ahntet, ihr leichten,  
wenn ihr euch wiederfandet im Krug,  
langsam erkühlend und Warmes der Mädchen, wie Beichten,  
von euch gebend, wie trübe ermüdende Sünden,  
die das Gepflücktsein beging, als Bezug  
wieder zu ihnen, die sich euch blühend verbünden.»<sup>171</sup>

Jahren darüber: «La correspondance des gestes, ce petit cérémonial lent et lénitif, l'attente même –, et, de l'autre côté, l'incomparable grâce de la rose de répondre à tout ceci par ce merveilleux détachement de tout appui physique qui augmentait singulièrement sa présence et la rendait en même temps plus réelle et plus imaginaire... – le concours inattendu de tous ces détails ne cessera jamais d'étonner mon souvenir!»<sup>170</sup> Ein Bezug des «Rosenwunders» zum angesprochenen Orpheus-Sonett könnte immerhin diskutiert werden.

<sup>170</sup> Wenkenhofbuch S. 80. Dieser Brief Rilkes befindet sich nicht beim übrigen Briefwechsel mit Fanny Clavel im Schweizerischen Literatur Archiv und ist verschollen. Vermutlich hat sie ihn von den übrigen getrennt, weil sie ihn fürs Wenkenbuch brauchte, so ist er nicht mit jenen veräussert worden. Sein Fehlen hat Rätsel Luck schon festgestellt >BSF S. 628.

<sup>171</sup> KA II, 260.

## Die Toten und die Gespenster

Wieder zuhause, lud Frau Clavel Rilke auf den Wenkenhof ein, mit Gespenster-Geschichten vom Erbauer Zaeslin<sup>172</sup> als Lockmittel: «Vous aimerez peut-être habiter cette maison un peu solitaire et très calme, où il règne cependant une atmosphère assez étrange, et, parfois un tout petit peu inquiétante; c'est sans doute l'héritage de son premier habitant, le vieux Zaeslin. C'était un homme bizarre, qui vivait là avec 6 femmes, qu'il posait sur des socles en pierre par les nuits d'été, en leur faisant prendre des poses variant selon les goûts. Je me demande parfois ce qu'il pense de nous: il doit nous trouver dénués de fantaisie et il doit regarder d'un œil méprisant mon mari, qui se contente d'une seule femme. La chronique raconte qu'il aimait à dépraver les petites filles des fermes environnantes, et qu'après en avoir obtenu ce qu'il désirait, il les tuait et les enterrait là, où j'ai fait mon boudoir. Ce serait peu sympathique de penser qu'il se trouve un cimetière de ce genre sous mon petit bureau. J'y écris d'ailleurs rarement, car je n'aime pas me tenir seule dans cette chambre. Je suis presque toujours dans mon cabinet de toilette, où vous avez couché (et si mal!) ou bien à la bibliothèque, que vous ne connaissez pas encore. Là le vieux Zaeslin ne vient jamais. Il se désintéresse complètement du premier étage; cela y sent trop «le neuf» et il n'aime pas les parfums de Cotz.»<sup>173</sup>

Rilke antwortete: «Monsieur Zaeslin –, qu'eût-il pensé de cette saison valaisanne? J'étais tellement intrigué par les quelques «traits» dont la Chronique accentue son souvenir de «bienfaiteur» que je me suis mis à établir sa généalogie; elle ne vous sera pas tant présente –, et cela vous amusera peut-être de jeter un coup d'œil sur ma petite fiche pédantesque. Si on pouvait la lire «en profondeur», elle pourrait devenir bien révélatrice. Rien que ce changement de métier de ses ancêtres: de bouchers qu'ils étaient pendant des générations, ils deviennent armuriers de grand style au commencement de la Guerre de Trente Ans; la violence brute se retire dans l'arme, y reste, et s'ennoblit en étant retenue par l'acier. (Mais, certes, ce vieux Zaeslin a dû la voir en ressortir d'une façon compliquée et perfide!)».<sup>174</sup>

Rilke hat inzwischen eine plausible Erklärung für die Gespensterscheinungen gefunden: «J'ai sur ma table, depuis quelques semaines, un gros bouquin de Flammarion sur les «Maisons hantées».<sup>175</sup> C'est extrêmement documenté (Flammarion avait rassemblé pendant des années tout ce qu'on était venu lui rapporter sur ce sujet, il résume dans son livre plus de cinq mille lettres et en cite les plus intéressantes). Mais malgré cette riche documentation, ou même à cause d'elle, quel morne et monotone ennui se dégage de ces manifestations, la plupart puériles et de mauvais goût. C'est ce que l'on appelle

<sup>172</sup> Hans Heinrich Zaeslin (1697–1752), der Erbauer des Schönenbergs war sein Bruders-Enkel.

<sup>173</sup> SLA I.c. 11, Brief vom 9.3.1924.

<sup>174</sup> BSF S. 401f. Rätsel Luck fügt dazu als Erklärung an: «Die Angaben entnahm Rilke offensichtlich dem Schweizerischen Geschlechterbuch (Jg. 4, Basel 1913), wo die Familie ausführlich behandelt wird (S.730–749). Nicht klar ist die Anspielung auf das Wiedererscheinen der «rohen Gewalt.» (BSF S. 632)

<sup>175</sup> Identifiziert von Rätsel Luck: Camille Flammarion (1842–1925): Les maisons hantées. En marge de la mort et son mystère. Paris 1923. (BSF S. 632). – Lt. Tina Simon kannte Rilke schon frühere Werke dieses franz. Astronomen, Simon S. 270.

en allemand «Streiche»; rarement ce qui arrive surpassé le niveau d'esprit d'un mauvais gamin, et encore ces gamineries d'outre-tombe se ressemblent tellement que ces milliers de cas se réduisent à quatre ou cinq combinaisons, toujours les mêmes. Que ce soient là des forces encore inconnues, c'est très probable; mais il paraît qu'elles sont infiniment empêchées de se montrer à nous, et que leur apparition pénible se produit par une espèce de fausse-couche qui nous livre, très provisoirement, un résultat peu viable et toujours déformé. Autrement il serait inexplicable que même des personnes – à quelques exceptions près – qui étaient touchées de pareils événements, n'en eussent reçu qu'une secousse toute passagère, qu'un émoi isolé incapable d'influer sur leur vie véritable.

Il y a trois ans, lorsque j'avais découvert Muzot, j'ai pu m'apercevoir que l'antique tour passait pour être terriblement hantée; surtout les vieux entre les indigènes y croyaient fermement. Et un jour le ramoneur ne voulait à aucun prix monter chez nous, de peur de rencontrer un revenant, plus noir que lui – ou peut-être trop blanc? –, dans la cheminée! Mais au Valais les apparitions semblent presque toujours attachées à quelque ancien trésor caché; celui de Muzot a disparu depuis longtemps. C'est une bonne mesure toute étonnée d'être encore habitée et d'accumuler de nouveaux souvenirs sur un ancien fond d'oubli.»<sup>176</sup>

Rilkes Vorstellung vom Reich der Toten, wie sie in den Duineser Elegien und den Sonetten an Orpheus vorherrscht, nährte

sich zweifellos stark von seinen spiritistischen Basler Versuchen. Es wäre zu überprüfen, ob auch die durch das Buch von Flammarion erlangten neuen diesbezüglichen Erkenntnisse in seinem Werk Spuren hinterlassen haben.

## Fasnacht

Den bereits zitierten Brief vom 9. März hatte Fanette Clavel mit einem Hinweis auf die bevorstehende Fasnacht geschlossen: «Bâle se prépare à fêter son carnaval: cela commence demain et cela finira jeudi matin. Mais les bals costumés continueront encore pendant un[e] quinzaine. Je dois aller à 3 ou 4 de ces bals.»

Basel hatte seine Fastnacht nach der Reformation eingebüßt (reformierte Fastnacht ist ein Widerspruch in sich selbst). Am Anfang des 19. Jahrhunderts liessen Zugezogene aus katholischer Nachbarschaft wieder fastnächtliche Gebräuche aufleben, die sich kaum vom rheinischen Karneval oder dem Zürcher Sechseläuten unterschieden.<sup>177</sup> Als Eigenheit entwickelte sich im Laufe der Jahrzehnte die Vorliebe für das offenbar von Rückkehrern aus fremden Diensten eingeführte Trommeln und der Termin: Die Basler Fasnacht beginnt am Montag nach Aschermittwoch und dauert bis in den frühen Donnerstagmorgen. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts entdeckte die Oberschicht die bald ohne erstes -t- geschriebene Fasnacht als Ventil für die Enttäuschung über ihren ständig abnehmenden Einfluss; seither wird die Basler Fasnacht von innen her immer strenger reglemen-

<sup>176</sup> BSF S. 402f.

<sup>177</sup> Kopp, Peter F.: Die Basler Fas(t)nacht. In: Masken und Narren, Traditionen der Fastnacht. Katalog der Ausstellung im Kölnischen Stadtmuseum. Köln 1972. S. 86–91 und von demselben: Die Basler Fasnacht, ein verfremdetes Sechseläuten. In: TURICUM. Zürich 1974. S.16–20.

tiert (Verlust der obszönen Komponente, keine nackte Haut sichtbar). Die Fasnacht bietet den Baslern die Möglichkeit, ihre sprichwörtlich böse Zunge drei Tage im Jahr in der Öffentlichkeit vorzuführen, sei es mit Sprüchen auf den kunstvoll gestalteten Laternen, mit an Umzügen verteilten gedruckten Zetteln, sei es mittels in Gastwirtschaften abgesungenen Schnitzelbänken (es gibt keine Büttenden und keine öffentlichen Sitzungen). In dieser Zeit greift in Basel die mundartliche Verswut epidemisch um sich, mit Reimfolter. Das Ganze wurde zu einem todernst genommenen, jährlich wiederholten masochistischen Gesamtkunstwerk, an dessen ironischen Geistesblitzen sich nur weiden kann, wer es versteht.

Rilke schickte Frau Clavel am 25. März «à la fin de cette quinzaine de Carnaval», Anemonen aus seinem Garten, wofür sich die Adressatin schon am folgenden Tag bedankte: «On m'a apporté vos ravissantes petites fleurs pendant que je déjeûnais dans mon boudoir. Dehors il pleuvait à torrent et le vent secouait méchamment mes fenêtres. Rien ne me faisait penser au printemps et je soufrais encore un peu de ce «Katzenjammer» qu'on a toujours après ces fêtes de Carnaval. Alors vous ne pouvez pas vous figurer ma joie lorsque j'ai découvert votre bonne lettre et vos fleurs que j'aime tant. Je vous en remercie de tout mon cœur. C'est curieux, vos lettres m'arrivent toujours exactement au moment où j'en ai le plus besoin. – Vos anémones sont là, devant moi, dans une coupe de cristal noir; elles ont l'air de me regarder pendant que je vous écris, et de me dire qu'elle[s] n'ont pas du tout le mal du pays. Elles sont toute[s] contentes, pas du tout fatiguées de voyage, et paraissent

avoir été cueilli[e]s à l'instant. Je suis si touchée de penser que vous êtes allé les chercher vous-même et que vous vous êtes sûrement fatigué pour moi.»<sup>178</sup>

Für die Wenkenhof-Herrin war jedoch die Fasnacht noch nicht zu Ende: «Bâle commence à redevenir tranquille et normale. Les fêtes de Carnaval ont été gaies et assez brillantes et je me suis amusée. Pour terminer la saison nous donnons chaque année un grand dîner, sous le titre de la «Wenkenhof-Metzgete». C'est le moment où notre paysan tue le cochon, et nos amis se réjouissent de faire un repas, où on ne mange que de la viande de porc (chose horrible!) sous toute sortes de formes diverses. Pour que cette chose soit moins affreuse, je prépare la plupart de ces mets moi-même. Cela vous ferait bien rire de me voir dans ma cuisine, habillée d'un grand tablier de percal rouge et munie de guants [sic] en caoutchouc faisant de tout petits boudins et saucissons de foie, si petits qu'ils deviennent presque jolis. Je donne cette fête le 12 avril. Le salon sera changé en jardin d'auberge, et tout le monde sera costumé en paysans. Mon mari et moi serons en aubergistes très XVIII<sup>ième</sup> siècle. Je crois que le coup d'œil sera drôle.»

Rilke nahm darauf am Schluss seines Briefes vom 8. April Bezug: «...je me souviens que vous devez être occupée à préparer votre fête (un peu flamande) de samedi prochain; ce sera le dernier déguisement, où même vos mains travailleront sous des masques à faire ces jolis bibelots de boudins. (Mais quand les saucisses sont si minuscules, que le monde doit sembler grand!)»<sup>179</sup>

<sup>178</sup> SLA I.c. 12, Brief vom 26.3.1924.

<sup>179</sup> BSF S. 406f.

Ihr folgender Brief beginnt: «Vite quelques mots pour vous remercier de votre bonne et charmante lettre et de la délicieuse surprise en vers *«Moment entre les Masques»* que vous y avez jointe. Vous

me gâtez vraiment beaucoup trop.»<sup>180</sup> Das angesprochene Gedicht ist im Original erhalten und auch als Faksimile im «Buch vom Wenkenhof» abgedruckt:

### «MOMENT ENTRE LES MASQUES<sup>181</sup>

On était déguisé, pendant qu'on restait dans  
les chambres enfermé et dans les manteaux raides,  
mais vers la fin d'hiver le carnaval nous aide  
à jouer un instant au déguisement.

Car bientôt le printemps enlève tous les masques:  
il veut un pays clair, un jardin franc;  
déjà un air tout nu se penche sur la vasque  
où l'eau attend les ombres du printemps.

Nous sentirons son corps s'étirer plein de sève,  
mais sa figure, l'a-t-on jamais vue?  
A peine adulte, il ne quitte plus  
son masque de verdure qu'il achève.»

Dieses Frühlings-Gedicht bezieht sich offensichtlich auf eine gemeinsam erlebte Begebenheit, bei der beide maskiert waren, Rilke und Frau Clavel, wird doch «on» umgangssprachlich sehr oft für «nous» gebraucht: Wir waren verkleidet, während wir in den Zimmern eingesperrt und in steifen Mänteln blieben. Mit dem dritten Vers beginnt eine verallgemeinernde Betrachtung, das «nous» bezieht

sich nicht mehr nur auf die an der Begebenheit beteiligten Personen, sondern gilt für «uns Menschen». Der Frühling beginnt mit dem Abnehmen der Masken, mit einem «air tout nu», der sich über die Gartenbecken – z.B. im Wenkenhof – neigt und endet unter der grünen Vegetationsmaske des Sommers. Die Begebenheit war ein fasnächtlicher Anlass, bei dem Masken getragen wurden.

<sup>180</sup> SLA I.c. 13 Brief vom 15. April 1924.

<sup>181</sup> KA V, 218.

## Hat Rilke die Basler Fasnacht durchgemacht?

1920 wäre sie auf den 23.–25. Februar gefallen, ein paar Tage vor seiner Ankunft in Basel. Doch die Regierung hatte sie wegen der Grippe verboten, was nachdrücklich bedauert wurde, etwa in Zeitungseinsendungen wie diese: «Z'Basel a mim Rhi / D'Fasnecht darf nit si. / D'Narretei die het en End, / D'Grippe fiehrt jetzt s Regement / Z'Basel a mim Rhi» mit dem Schluss: «Hoffe, das im nägschte Johr / Isch verbi die Grippegfohr / Und's darf Fasnecht si.»<sup>182</sup> Johann Peter Hebel abwandelnd, den einzigen Dichter, der in Basel geboren wurde.<sup>183</sup> Sein Gelegenheitsgedicht *Erinnerung an Basel* («Z'Basel an mim Rhi / Jo, dört möchti sy! / Weihit nit d'Luft so mild und lau, / Und der Himmel isch so blau / A mim liebe Rhi!») hat den Rang einer Basler Stadthymne und muss immer wieder als Muster für baslerische Reimversuche herhalten. Im Gedicht *Die Vergänglichkeit*<sup>184</sup> hat er freilich Basel auch den Untergang prophezeit.

Die Zeitungs-Redaktion bemerkte noch zum angesandten Abdruck: «Wir hoffen, dass die letzte Strophe bald durch Grippe und Regierung dementiert und d'Fasnacht 1920 oder altbaslerisch «D'Fasnecht» wirklich abgehalten werden könne.» Dies war dann tatsächlich vom 22.–24. März der Fall.<sup>185</sup> Nach den Zeitungsberichten war sie schon ähnlich wie

heute, mit «Morgenstreich» um vier Uhr, der «Pfeifer- und Trommlerkorps», Laternen-Ausstellung (die Laterne der Kleinhüniger war polizeilich konfisziert worden), Schnitzelbänken in 37 Gross-Basler und 13 Kleinbasler Lokalen. Nur war alles um viele Nummern kleiner, es werden nur wenige Cliquen erwähnt. Von einer Anwesenheit Rilkes ist nichts bekannt, er war am Samstag nach der Matthäus-Passion wieder auf den Schönenberg zurückgekehrt. Doch sein Freund Thankmar von Münchhausen blieb nachher auf dem Ritterhof, erlebte den «Morgenstreich» und die Fasnacht.<sup>186</sup> Er kehrte am Mittwoch auf den Schönenberg zurück und hat Rilke zweifellos davon erzählt.

Ungleich grösser als heute war das Angebot an Maskenbällen. Die zahlreichen privaten Bälle waren vom Fasnachtsverbot ohnehin nicht betroffen; so wurde u.a. der traditionelle Montagball des Quodlibets abgehalten.<sup>187</sup> Rilke könnte an einer privaten Maskenveranstaltung teilgenommen haben. An einer «Wenkenhof-Metzgete», wie sie oben beschrieben wurde, können wir uns Rilke kaum vorstellen, vor allem hätte Frau Clavel sie ihm nicht beschreiben müssen, wenn er sie schon selber erlebt hatte. In Frage kommt eher ein Ball. Auch davon erzählt uns das Wenkenhofbuch: «Auch mancher kostü-

<sup>182</sup> National-Zeitung vom Mittwoch, 25.2.1920.

<sup>183</sup> Am 10. Mai 1760, seine Eltern waren Dienstboten der Patrizierfamilie Iselin-Rhyhiner, seine Schulzeit in Basel endete mit ihrem Tod; vgl. Johann Peter Hebel Werke, hg. von Wilhelm Altwegg. Freiburg i.B. o.J. S. 7ff.

<sup>184</sup> Ebendorf S. 106.

<sup>185</sup> Basler Nachrichten und National-Zeitung an diesen Daten.

<sup>186</sup> Die Stichworte: «Fastnacht, «Morgestreich» [...]; Matthäuspassion im Münster.» fallen in seinem Lebenslauf. Vgl. Storck, Joachim W.: Rainer Maria Rilke / Briefwechsel mit Thankmar von Münchhausen 1913 bis 1925. Frankfurt /M. und Leipzig 2004. S.166.

<sup>187</sup> Steinmann, S. 16.

mierte Ball auf dem Wenken fiel in die Fasnachtszeit. So telephonierten wir einmal einer grossen Zahl von Freunden, sie möchten am folgenden Abend verkleidet zu uns kommen; es gebe ein kleines Buffet und die Musik sei auch schon bestellt. Aber jeder Gast müsse sich sein Kostüm binnen vierundzwanzig Stunden selbst zusammenstellen, und keines dürfe mehr als höchstens 10 Franken kosten. Es lässt sich nicht beschreiben, was wir daraufhin an ulkigen Verkleidungen zu sehen bekamen.»<sup>188</sup> Weiter unten fügt sie noch – als Überleitung zum Gedicht hinzu: «Es freute mich besonders, dass Rainer Maria Rilke an diesen typisch baslerischen Vergnügungen, von denen ich ihm erzählte, mit grossem Interesse Anteil nahm. Während mancher kleine Geist darüber wohl die Nase rümpfte, widmete er mir anlässlich der Fasnacht eines seiner schönsten und reifsten Gedichte.»

Dies könnte man verstehen, als sei das Gedicht unmittelbar nach dem Anlass entstanden. Zumal Rilke eben in jenem Frühjahr 1920 das Widmungsgedicht «A M. de M.»: «Vous nommez des joies dont je connais la mère...» für die Tänzerin und Choreographin Mariette von Meyenburg verfasste.<sup>189</sup> Bald darauf schrieb Rilke die *Mitsou-préface*, worüber er der Fürstin mitteilte: «Von mir, denken Sie, giebt es seit kurzem ein kleines opus (pensez!) französisch geschrieben und worauf ich sehr stolz bin auch ganz in jener Sprache gedacht». <sup>190</sup> Sie war sein erstes wirklich auf französisch verfasstes Werk.

So hätte «Moment entre les masques» tatsächlich eine Frucht der Basler Zeit sein können und er hätte sie Frau Clavel auch schon damals überreicht haben können. Er fügte das Gedicht jedoch erst seinem Brief vom 8. April 1924<sup>191</sup> an, wie ihr oben zitierter Dank vom 15. April bestätigt. Meist dauerte das Verdauen, Vergessen von inspirierenden Begebenheiten bis zum schliesslichen Verdichten bei Rilke längere Zeit. Er hat Frau Clavel das Gedicht freilich nicht erst bei ihrem Besuch auf Muzot (28.–30.4. 1924) geschenkt, wie die Kommentierte Ausgabe annimmt,<sup>192</sup> es entstand auch nicht aufgrund damals aufgefrischter Erinnerungen, sondern aus Anlass ihres brieflichen Berichtes über die Basler Fasnacht und die «Wenkenhof-Metzgete». Als Anspielung auf das grosse Springbrunnen-Bassin im französischen Garten des Wenkenhofs sind ferner die Verse 7–8 des Gedichtes zu verstehen: «déjà un air tout nu se penche sur la vasque / où l'eau attend les ombres du printemps.»

Die Korrespondenz zwischen Rilke und Fanny Clavel ist schon 1920 zuweilen französisch (etwa aus Paris), konsequent in dieser Sprache ist sie ab Februar 1924. Am 14. dieses Monats schickte Rilke seiner Briefpartnerin ein erstes französisches Gedicht, «Chanson cruelle», mit dem Kommentar: «J'aurais tant aimé à ajouter à ces lignes quelques chose qui saurait mieux répondre à vos fleurs! J'y glisse, pour vous amuser, un petit *pastiche* que j'ai noté hier en remontant de Sierre. Je me laisse aller parfois à de

<sup>188</sup> Wenkenhofbuch S. 101–103.

<sup>189</sup> Er schickte es ihr am 14.6. aus Venedig mit einem Bändchen Rimbaud.

<sup>190</sup> TT 2, 630.

<sup>191</sup> BSF 233.

<sup>192</sup> KA V, 635.

pareils exercices futiles, sans que j'ose prétendre que ce qui en résulte, comme par hasard, soit ... du français! Que Dieu me pardonne. Pas de danger d'ailleurs que cela devienne mon «violon d'Ingres»: car ce très petit violon ne se prête qu'à des très rares instants!»<sup>193</sup> Violon d'Ingres – anspielend auf den Maler Ingres, der ausgezeichnet Geige spielte – nennen die Franzosen etwas, das man heute meist prosaisch Hobby nennt. So stehen die beiden Gedichte für Fanette Clavel früh in der Entwicklung von Rilkes Dichtung in französischer Sprache. Als sie ihn im April besuchte, hatte er schon den grössten Teil der Gedichte aus dem Zyklus «Vergers» verfasst, doch scheint er mit ihr nicht davon gesprochen zu haben,

nahm diese Gedichte auch nicht in die dann publizierte Reihe auf. «Er sprach meist französisch mit mir, da er meinte, dies sei seine «Feriensprache». Die Tage vergingen mir wie im Flug. Morgens las mir der Dichter aus einem seiner Bücher vor oder liess mich an seiner jeweiligen Arbeit teilnehmen.»<sup>194</sup> Dieser «Feriensprache» hat er das geistige Vermächtnis seiner letzten Jahre anvertraut.

Wieviel Anregungen, Ideen und Entwürfe Rilke sonst noch aus der Umgebung von Basel zugeflossen sind, könnten – wenn sie dereinst publiziert sind<sup>195</sup> – seine Taschenbücher beweisen, die er ständig bei sich hatte, um Ein- und Vorfälle festzuhalten.

[Der Autor, Peter F. Kopp, Dr. phil. I., ist Kulturhistoriker; er wirkte 1968–1980 als Konservator am Historischen Museum Basel, 1983–1995 leitete er das Historische Museum Schloss Blumenstein zu Solothurn.]

<sup>193</sup> BSF S. 398f.

<sup>194</sup> Wenkenhofbuch S. 80

<sup>195</sup> Frau Hella Sieber-Rilke, die Betreuerin des Rilke-Archivs in Gernsbach, stellte mir eine Edition in Aussicht.